

Postverlagsort München Ausgabe
ZB
ILLUSTRIERT
Für Menschen im Atomzeitalter



Zu unserem großen Bildbericht

Harte Männer hart geprüft

HARTE MÄNNER



Luftlandetruppen — im Atomzeitalter wichtiger denn je, sagen die Fachleute

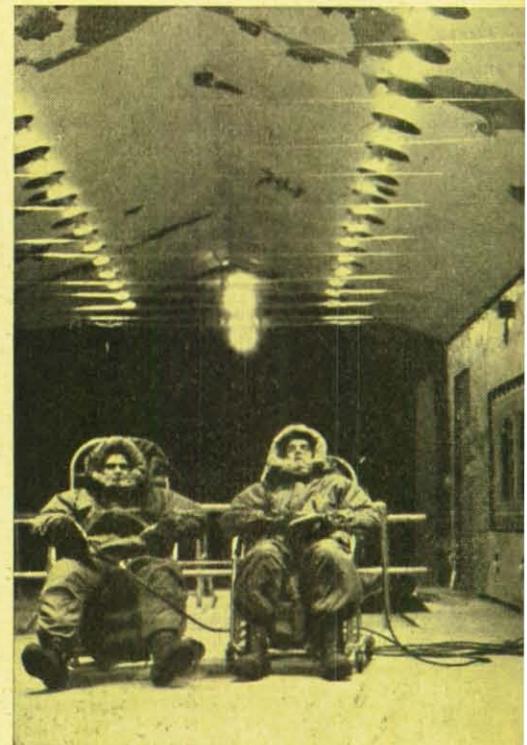
Nach dem Fallschirmsprung heißt es: richtig landen und wieder schnell auf den Beinen stehen! Das setzt Geistesgegenwart voraus und viel, viel Training. Der Fallschirm ist nach der Landung meist noch halb geöffnet und droht, seine „Last“ ein gefährlich langes Stück mit sich fortzureißen. Die Soldaten, die hier ihre „Opfer“ ziehen, haben bei der Ausbildung die Rolle des oft sehr fückischen Bodenwindes übernommen.



Wer an der Pendelanlage hängt, bekommt schon einen leichten Vorgeschmack: Wie während des Absprungs wird er hin und her geschaukelt und plötzlich — allerdings nur aus anderthalb bis zwei Meter Höhe — auf den Boden gelassen. Die Aufgabe lautet wie im Ernstfall: geschickt fallen lassen.



Herausspringen aus der Flugzeugtür wird in den ersten zwei Wochen nur an einer Attrappe geübt. Die Höhe ist gering, und der Sprung endet im weichen Sägespänebett. In diesen vierzehn Tagen werden die Rekruten, wie einst alles Freiwillige, so geschult, daß sie sich und andere nicht mehr gefährden können.



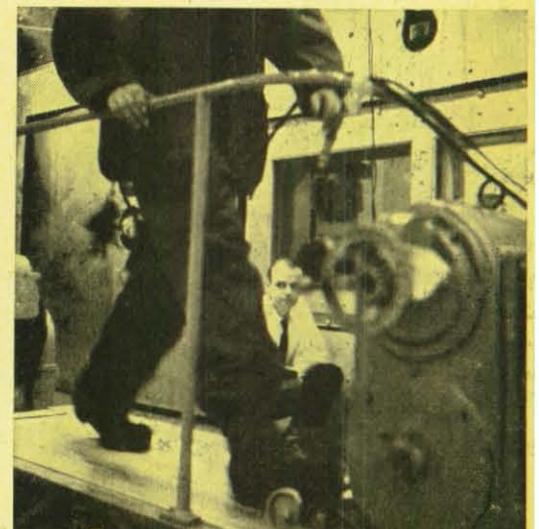
Der Druck auf einen Knopf genügt, und die beiden Soldaten im Versuchsraum des „Heiß- und Kalt-Laboratoriums“ der US-Army in Natick sind eisigen Winden ausgesetzt oder vielleicht auch einer Kälte von 70 Grad.



Höhepunkt der Bodenausbildung ist für jeden Luftlandejäger der Sprung vom zwölf Meter hohen Turm. Dabei zeigt es sich, ob er Mut und das Zeug zum guten Springer hat und ob ihm das bisher Gelernte — richtig an die Türe zu treten und gute Haltung beim Sprung — in Fleisch und Blut übergegangen ist.



Endlich — es ist soweit! „Fertigmachen zum Sprung!“ Ein Schlag auf die Schulter, und Mann für Mann gleiten die Springer durch die Flugzeugtür in die Tiefe. Alles in Sekundenschnelle. Die Augen können kaum folgen. Die Maschine aber braust weiter, dreht dann in eleganter Kurve zurück zum Flugplatz.



Die US-Army ist neugierig. Wie lange bleiben Soldaten im Dschungelklima leistungsfähig? Das wird hier bei künstlicher Tropenschwüle und einem „Marsch auf der Stelle“ über ein Tretband möglichst genau festgestellt.

- HART GEPRÜFT

„Alles Training“, sagt Fritz Klein, Freiwilliger und Luftlandejäger der jungen deutschen Wehrmacht. „Wirklich — alles Training! Beim ersten Sprung kommt man sich ja ein bißchen komisch vor. Aber gelernt ist gelernt. Bei mir geht der Sport sowieso über alles.“ — „Alles Training“, meint auch Bob Hope, Pionier in einem Bataillon der US-Army, und steigt in den „Schwitzkasten“. Bei 70 Grad Hitze übt er Herz und Kreislauf im Ertragen tropischer Temperaturen. Es geht dabei bis an die Grenze des Erträglichen. Härte ist Trumpf bei den Soldaten von heute!

Die Luftlandejäger der Deutschen Bundeswehr sind Freiwillige. Ihr Haupttraining ist Sport, Sport und nochmals Sport. Die Geräte, an denen sie ausgebildet werden, sind amerikanischen Ursprungs. Auch die wichtigsten, die Fallschirme. Doch werden sie in Zukunft mit deutschen Schirmen aus Perlon springen. Ihre neue Konstruktion soll den Landestoß um mehr als die Hälfte mildern. Er entspricht dann nur einem Fall aus 1,20 m Höhe, statt wie bisher aus 3 m.

Die Sprungtechnik hat sich seit dem Kriege gewandelt. Früher brauchte der Springer, sobald er in der Luft schwebte, kaum auf den Nebenmann zu achten. Im Höchstfall sprangen zwölf Mann aus einer Maschine, einer hinter dem andern. Die Truppe landete weit auseinandergezogen. Heute springen die Jäger aus zwei Flugzeugtüren zugleich — meist 40 und mehr. Der Landeabstand beträgt oft nur zwei Meter.

Das setzt eine viel härtere Ausbildung voraus. Luftlandejäger — das ist nur etwas für harte Männer.

Harte Männer sind auch die Testsoldaten der amerikanischen Armee. Sie meldeten sich freiwillig, um sich in dem kürzlich in Natick im Staate Massachusetts, wenige Meilen außerhalb Bostons, neu eingerichteten HOT AND COLD LABORATORY der US-Army wochenlang den härtesten klimatischen Bedingungen zu unterwerfen, die es auf der Erde gibt.

Die Truppen der Vereinigten Staaten stehen in den eisigsten arktischen Regionen und im tiefsten südlichen Dschungel. Die Temperaturen, die dort herrschen, machen ihnen schwer zu schaffen. Die Armee arbeitet nun hart daran, die ideale Nahrung, Kleidung und Ausrüstung für ihre Soldaten zu finden, passend für jede Zone. Sie will den bestangezogenen, den bestgeschützten Soldaten der Welt haben. Dazu muß sie wissen: Wie reagiert der Mensch seelisch und körperlich auf ungewohntes Klima, auf große Hitze, auf Kälte? Wie schützt man ihn dagegen? Wie bleibt er wohlgenut und leistungsfähig?



Das Klima der kältesten und der heißesten Regionen der Erde wird in den Testräumen des HOT AND COLD LABORATORY künstlich erzeugt. Dabei wird das seelische und das körperliche Verhalten der Soldaten untersucht. Es sind alles Freiwillige, die oft wochenlang unter ständig wechselnden Bedingungen leben. Sogar ihre Nahrung wird den ausgefallensten Klimaverhältnissen ausgesetzt und dann sorgsam geprüft.



Wohlverpackte Männer lernen in einem Windkanal richtige Nordpoltemperaturen kennen. Es gilt, so unglaublich das klingt, Campingbedingungen für arktische Regionen herauszufinden. Der Druck auf einen Knopf genügt, und Winde jagen mit Geschwindigkeiten von 10 bis 50 Stundenkilometern durch den Versuchsraum. Schnee oder Regen werden nach Bedarf und in jeder gewünschten Menge vom „Testraumhimmel“ gezaubert.



Auch das Marschieren auf dem Treiband will gelernt sein. Besonders, wenn die Uniform klatschnaß ist, das Thermometer 40 Grad zeigt und immer noch höher klettert. Bis zu 70 Grad kann die Hitze im Labor gesteigert werden. Die Körper der Testsoldaten sind mit modernsten Präzisionsinstrumenten verbunden, die jeden Atemzug und jeden Pulsschlag sorgsam registrieren. Ärzte und Sanitäter überwachen jeden der Versuche.

Aktion Büroklammer

Jagd auf die wissenschaftlichen Talente des geschlagenen Deutschland

Während des zweiten Weltkrieges erhielten amerikanische Stellen durch ihren Spionagedienst laufend Nachrichten über deutsche Atomprojekte. So beurteilten diese Nachrichten anfangs waren, im weiteren Verlauf des Krieges schienen die Gründe zur Furcht vor Hitlers Atombombe zu schwinden. Oder versagte der Spionagedienst? Es gab keine Gewißheit.

Mit den Spitzen der amerikanischen Truppen drang ein Sonderkommando unter dem Decknamen „Alsos-Mission“ vor. Also ist das griechische Wort für Haine, englisch General Groves hieß der Leiter der amerikanischen Atomprojekte. Das Sonderkommando stieß als erstes auf holländischem Boden zum Rhein vor, schöpfte Wasser aus ihm, um es auf Radioaktivität untersuchen zu lassen. So konnte festgestellt werden, ob die Deutschen festgeweiht unterirdisch, einen Reaktor zur Gewinnung von Plutonium errichtet hatten, dessen ungeheure Hitze sie mit den Wassern des Rheines hätten kühlen können. In Straßburg durchstöberte der Physiker Goudsmit, der wissenschaftliche Leiter des Sonderkommandos, die zurückgelassenen Papiere des deutschen Physikers von Weizsäcker. Im Wettrennen mit den Franzosen erreichten die Alsos-Männer den deutschen Uranbrenner in Haigerloch. Zehn führende deutsche Physiker nahmen die einrückenden Amerikaner fest, internierten sie nach England. Nun war sicher: Hitler konnte selbst in letzter Minute mit dem Einsatz von Atombomben den Amerikanern nicht mehr zuvorkommen und das Blatt wenden.

Die Tischnur Alsos war nur ein Teil jener Jagd auf die wissenschaftlichen Geheimnisse des erliegenden Gegners, mit denen die vorangehende, oft schwierige Spionage leicht gekrönt werden konnte.

Während die einrückenden Russen beim Patentamt in Berlin zunächst nur für die Uhr seines Pförtlers Interesse zeigten, kamen die Amerikaner mit präziseren Wünschen. Von den 3377 gesteckten Zielen in Deutschland war das Patentamt eines der wichtigsten. Von hier wurden bald monatlich 30 000 Meter Mikrofilme zur Auswertung nach Amerika gesandt.

In jener Zeit begannen die Russen eine Jagd auf Gehirne, Flugzeugkonstrukteure, Waffenbauern, Physiker und Techniker wurden nicht nur ausgehört, sondern nach Rußland verpflichtet. Daraufhin star-

teten auch die Amerikaner eine ähnliche Aktion unter dem Decknamen „paperclip“ (Büro- oder Heftklammer). Sie nahmen Wissenschaftler und Techniker als „Kriegsverbrecher“ fest und versuchten, sie für eine freiwillige Weiterarbeit in den Vereinigten Staaten zu gewinnen.

So spaltete sich das Lager der Siegermächte zu Ende des zweiten Weltkrieges in Ost und West auf der Jagd nach begabten Männern des geschlagenen Deutschland. Jede Seite der verbündeten Mächte war darauf aus, für den Tag, an dem es zwischen ihnen zum Krieg kommen könnte, sich die wertvollsten Talente zu sichern.

Für den Bau von Atombomben konnten die Alliierten von den Deutschen wenig lernen. Was aber in der Zukunft lag (und noch liegt), das war das Geschloß, das eine Atombombe an jeden beliebigen Punkt auf der Erde tragen kann. So bildeten die V-Waffen und ihre Konstrukteure ein heiß umstrittenes Objekt in dem traurigen Wettkampf um Patente und Gehirne.

Bereits im Frühjahr 1945 stieß ein alliierter Suchkommando nach Peenemünde, dem deutschen Raketenzentrum, vor. Ein Stab von Wissenschaftlern, wichtige Akten und Einrichtungen und dort lagernde V-Waffen fielen dem Kommando in die Hände. In Süddeutschland wurden dann weitere Angehörige des Peenemünder Stabes gefaßt.

Von den 5000 Männern, die einst in Peenemünde geforscht und gearbeitet haben, stehen heute viele in Diensten der ehemaligen Siegermächte. Eine begehrte Beute war Werner von Braun, der Chef der Peenemünder Versuchsanstalt. Heute widmet er seine Geisteskraft der Armee der Vereinigten Staaten. Er hat nicht nur die V 2 entwickelt, sondern auch bei der Konstruktion von Raketenantriebswerken für Kampflugzeuge und der nicht mehr zum Einsatz gelangten Flugabwehrrakete „Wasserfall“ entscheidend mitgearbeitet.

Noch zwei Monate, bevor Werner von Braun in das amerikanische Lager überwechselte, brütete er über den detaillierten Plänen einer Transzöanrakete, die New York hätte treffen können.

Der bekannte amerikanische Reporter Daniel Lang hat Werner von Braun aufgesucht. Der geniale Raketenmann hat keine Geheimnisse verraten. Doch hat er, der nie wie ein Kriegsverbrecher behandelt wurde, viel von sich und von seiner Einstellung zu seinem Beruf erzählt.

Daniel Lang besuchte Deutschlands V-2-Mann im Süden der USA Wernher von Braun

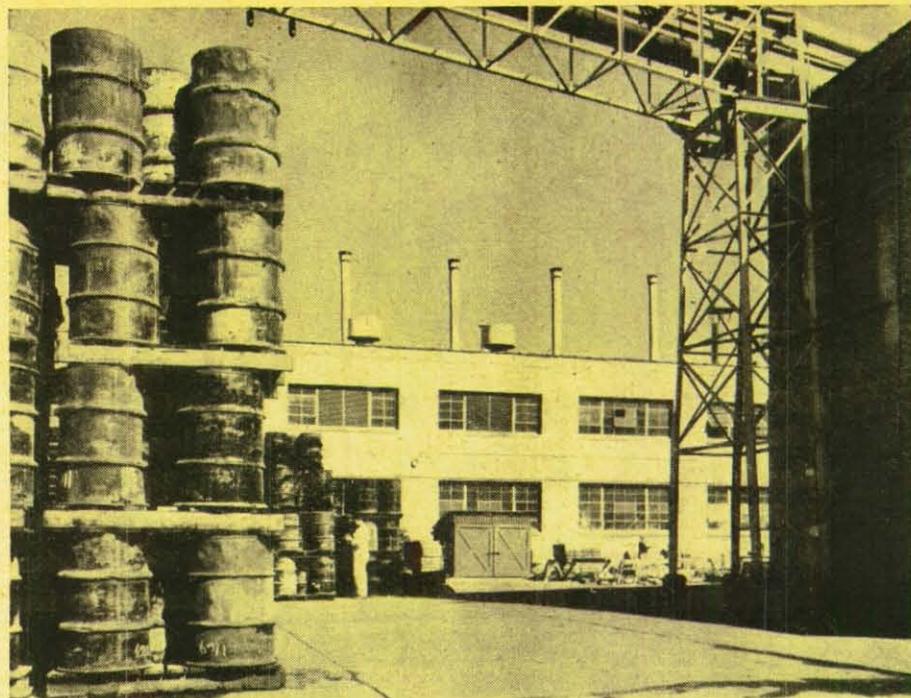
Meine Zusammenkunft mit Braun fand in seinem Heim in der Nähe des Sperrgebietes des Redstone Arsenal statt, wo er als Leiter der Forschungs- und Entwicklungsabteilung in einer Arbeitsstätte der Armee für ferngelenkte Raketen tätig ist. Einzelheiten über die Entwicklung der Raketen in Redstone bilden natürlich ein Geheimnis; und Geheimnisse ist aber das klare und deutliche Ziel aller solcher Zentren, in diesem Land und überall anders: eine gelenkte Rakete zu bauen, die in ständiger Arbeit, auf eine Atombombe zu jedem beliebigen Punkt der Erde zu tragen. Wie nicht anders zu erwarten, ist Braun an jedem Fortschritt, der in Redstone erzielt wird, aufs maßgeblichste beteiligt. Die Bedingungen, unter denen er hier arbeitet, gleichen fast aufs Haar denen, die er von Peenemünde her gewohnt ist: er ist Zivilist mit einem Stab von Zivilisten, dessen Kern aus hundertsechzehn deutschen Wissenschaftlern, Ingenieuren und Technikern besteht, die schon in alten Tagen unter ihm gearbeitet hatten. Sein unmittelbarer Vorgesetzter ist Major James P. Hamill, dessem Dienstbereich das Kontingent der Deutschen untersteht und der selbst Deutsch spricht. Er hatte das Unternehmen „Büroklammer“ mitgemacht und kennt Braun und die anderen von

dem Tage ihres Eintrittes in amerikanische Dienste an. Bevor ich mit Major Hamill in seinem Büro eine Unterredung, in deren Verlauf er mir einiges über das ungewöhnliche Kommando, das ihm da nach dem Krieg zuteil geworden, verriet. Sein Sicherheitsoffizier, Major Joseph Sestito, ein großer, freundlicher blickender Mensch, war dabei zugegen.

Einleitend richtete Hamill automatisch die Aufforderung an mich, mit Braun nicht über die Arbeit im „Zentrum“ zu sprechen. „Er würde Ihnen keinesfalls etwas verraten“, meinte Hamill. „Keiner von ihnen würde das. Sie sind schon lange genug mit den Sicherheitsvorschriften vertraut. Schließlich, Peenemünde war Deutschlands Oak Ridge.“

Der Einzug der Deutschen in Amerika, erfuhr ich von Major Hamill, begann im Spätsommer 1945, und das machte ein Permit überflüssig. Jeder von ihnen unterzeichnete freiwillig einen Jahreskontrakt. In der Folge wurden dann neue Fünfjahreskontrakte abgeschlossen, deren vorzeitige Lösung nach drei Jahren der Armee freistehen sollte. Sie wurden ohne Ausnahme von allen unterschrieben.

Fortsetzung Seite 18



Uranhaltiges Erz steht in Fässern abholbereit auf dem Hof eines der zahlreichen amerikanische Hüttenwerke. Diese staatlich kontrollierten Privatunternehmen kaufen das Erz von Minenbesitzern auf und scheiden es grob von Ton, Stein und anderen Beimengungen, um die weiteren Transportkosten niedrig zu halten. Chemische Werke bereiten dann aus einer Tonne Erz etwa ein Kilogramm reines Uranmetall auf.

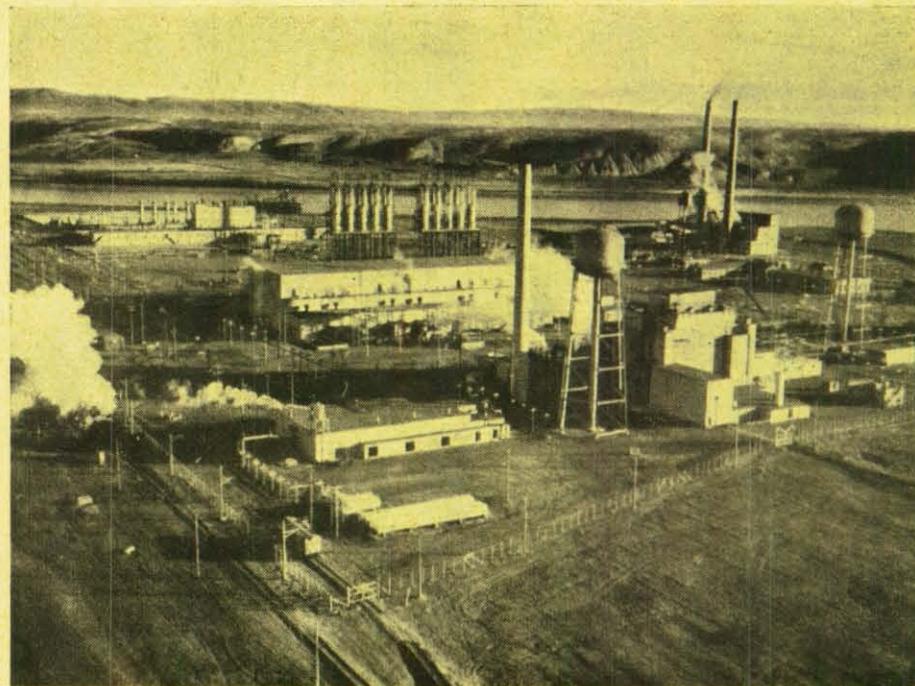
Amerika startete im zweiten Weltkrieg sein größtes Unternehmen, das Atomprojekt. Geheime Städte und riesige Industrieanlagen wurden aus dem Boden gestampft unter dem Decknamen:

Chikago, 2. Dezember 1942. Nichtsahnend leben die Millionen der großen Stadt in diesen Tag hinein wie in jeden anderen. Sie wissen es nicht: Heute ist ihr Leben ein Tanz auf dem Vulkan.

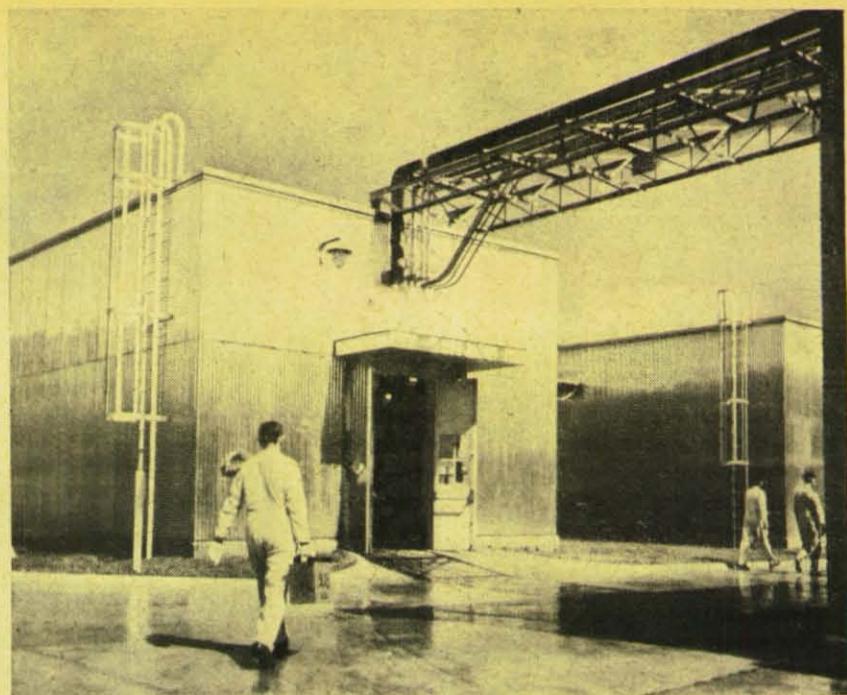
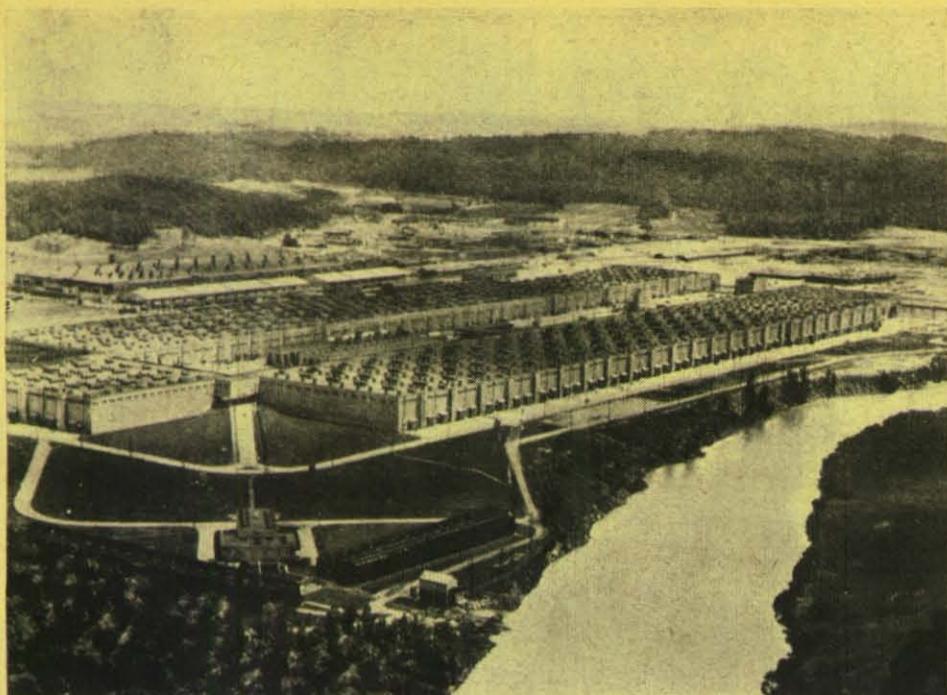
In der grell erleuchteten Tennishalle unter den Westtribünen des Sportstadions „Stagg Field“ herrscht Alarmzustand. Ein paar Arbeiter schichten aus Graphitklötzen ein kugeliges Gebilde. Und dieses Gebilde spicken sie so behutsam, als hantierten sie mit Eierhandgranaten, mit kleinen Kugeln, mit insgesamt neun Tonnen Uran. Oben auf einer Plattform unter der Decke der Halle hält ein „Himmelfahrtskommando“ mehrere Kübeln voll Kadmium bereit. Wird das reichen, wenn das Ding da unten zu explodieren droht, Chikago zu retten?

Der Zeiger der Hallenuhr rückt auf 15.30 Uhr. Langsam zieht ein Arbeiter ein paar neutronenfressende Kadmiumstäbe aus dem großen runden Gebilde heraus. Gespannt starren zwei Physiker auf ein tickendes Gerät. Es zeigt die Neutronenvermehrung in dem Atomofen an. Da, langsam klettert der Zeiger über die kritische Zahl. „Halt“, brüllt einer der Physiker. Der andere stürzt zum Telefon und meldet: „Der italienische Seefahrer ist in der neuen Welt gelandet und hat einen viel kleineren Kontinent vorgefunden, als er erwartet hat.“ Hohl ertönt die Antwort: „Ich hoffe, die Eingeborenen haben ihm einen freundlichen Empfang bereitet. — Ende.“

Der italienische Seefahrer war kein anderer als der aus Italien emigrierte Physiker Enrico Fermi, die neue Welt



Hanford, die Atomstadt Nr. 2, entstand 1943 3000 km von Oak Ridge entfernt im Nordwesten der USA. An den Ufern des Columbia-Flusses wurden mit weitem Abstand drei riesige Reaktoren errichtet, die Uran 238 in den Atombombenstoff Plutonium umwandeln. Dabei wurde darauf verzichtet, die in den Reaktoren in Form von Hitze entstehende Energie auszunutzen. Der Columbia-Fluß lieferte unbegrenzt Kühlwasser.



Oak Ridge, die Atomstadt Nr. 1 der USA (Tennessee) wurde 1943 aus dem Boden gestampft. In einer Gasdiffusions- (unser Bild) und einer Calutron-Anlage wurden vom Uran 238 nach zwei verschiedenen Methoden die beigemischten 0,7 Prozent spaltbares Uran 235 getrennt. Inmitten einer dritten Werkgruppe, der Versuchsanlage für die Umwandlung von Uran 238 in Plutonium, entstand der erste größere Atomofen der Welt.

Zahlreiche metallverschaltete Gebäude bilden die Calutron-Trennanlage von Oak Ridge. In dieser Stadt, deren große Werkgruppen aus Sicherheitsgründen weit getrennt auf mehrere Täler verteilt wurden, arbeiteten während des zweiten Weltkrieges 30 000 Menschen. Heute ist Oak Ridge eines der größten Forschungszentren der Welt. Hier wurde nach dem Kriege, 1952, der erste Reaktor gebaut, der elektrischen Strom lieferte.

MANHATTAN DISTRICT

**7. Folge unserer Serie:
Der Mensch greift
in Gottes Werkstatt**

das Atomzeitalter. Und die Eingeborenen waren die in den Atomkernen schlummernden Kräfte.

Nach mehreren Versuchen hatten Fermi und seine Mitarbeiter alles darangesetzt, einen Uranmeiler so zu schichten, daß eine selbsttätige Kettenreaktion zustande kam. Niemand konnte im voraus wissen, ob die Kettenreaktion, sobald sie in dieses kritische Stadium eintrat, zu stoppen war oder ob sie sich blitzartig zu einer Explosion ausweitete. Es war ein Spiel mit dem Feuer. Sobald daher die Meßgeräte ein halbes Watt anzeigten, wurde der Versuch schon gestoppt. Bei geringster positiver Energiebilanz war die Möglichkeit einer selbsttätigen Kettenreaktion erwiesen und das Atomzeitalter angebrochen. Erst zehn Tage später wagten Fermi und seine

Mitarbeiter nach endlosen Berechnungen, ihren riesigen Ofen auf 200 Watt anlaufen zu lassen. Das ist weniger, als ein Bügeleisen verbraucht.

Ohne daß beide Seiten voneinander Genaueres wußten, hatten amerikanische Forscher 1942 in wenigen Monaten die deutschen Physiker übertunden. Denn diesen gelang es bis 1945 nicht, einen selbsttätigen Reaktor aufzuschichten.

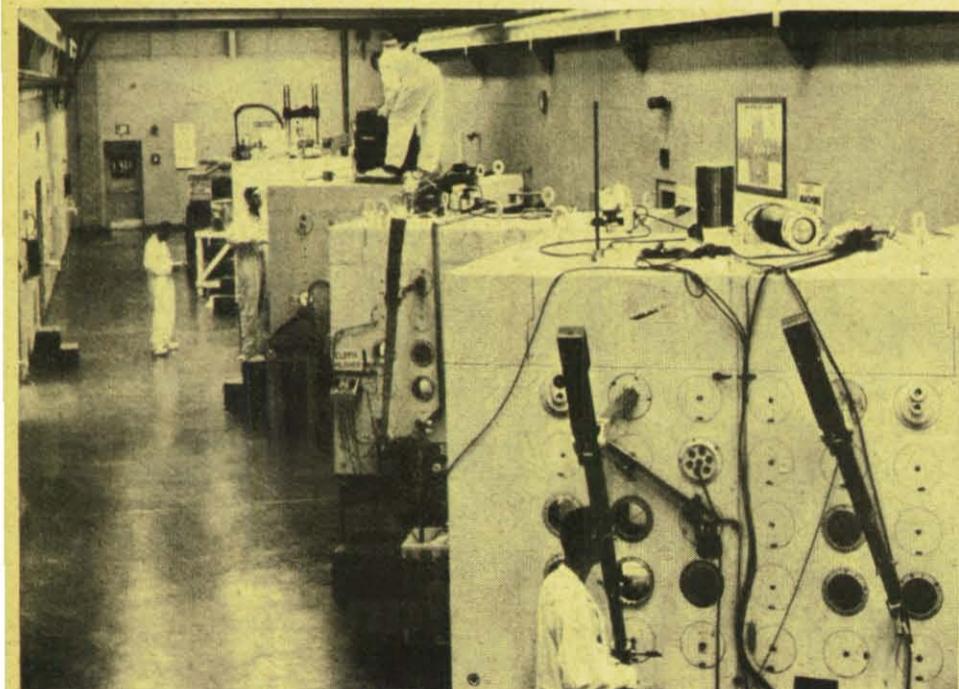
Fermis Experiment war nur der Auftakt zu dem größten wissenschaftlichen, industriellen und militärischen Unternehmen des zweiten Weltkrieges, das in Amerika mit Beteiligung Englands und Kanadas gestartet wurde. Alle Arbeiten wurden unter dem Decknamen „Manhattan District“ und unter Leitung des Brigadegenerals Groves zusammengefaßt. In unbewohnten Gegenden entstanden, ein paar tausend

Kilometer voneinander entfernt, drei geheime Städte. In Oak Ridge und Hanford wurden in riesigen Werkanlagen kleinste Mengen von spaltbarem Material, Uran 235 und Plutonium 239, gewonnen. Die in Los Alamos zusammengezogenen 1000 Wissenschaftler, unter ihnen Klaus Fuchs, der spätere Atomverräter, waren ein Generalstab des Intellekts, der ein Heer von vielen hunderttausend Menschen für das Atomprojekt einsetzte. Ungefähr 10% der amerikanischen Arbeiter waren, meist ohne es zu wissen, für das Unternehmen „Manhattan District“ eingesetzt. Hier ein Fachmann für heiße Dämpfe, dort ein Fabrikant für Bleischürzen und da ein Spezialist für Mikroschrauben. Siebe mit winzigen Löchern wurden verlangt, denen keine Säure etwas anhaben konnte, und mil-

limeterdünne Wände, die stärkstem Druck standhielten. Ganze Laboratorien wurden abmontiert und an geheimen Orten wieder aufgebaut.

Die Ausgaben für das Unternehmen Manhattan District überschritten bereits 1944 die Zwei-Milliarden-Dollar-Grenze. Und doch war das ganze Unternehmen ein Wagnis. Selbst ernsthafte Wissenschaftler hegten Zweifel, ob das Ziel erreicht, ob die Bombe funktionieren würde.

Lesen Sie in der nächsten Fortsetzung: Der große Versuch — Licht von tausend Sonnen — Letzte Entscheidungen — Hiroshima... ein Irrtum?



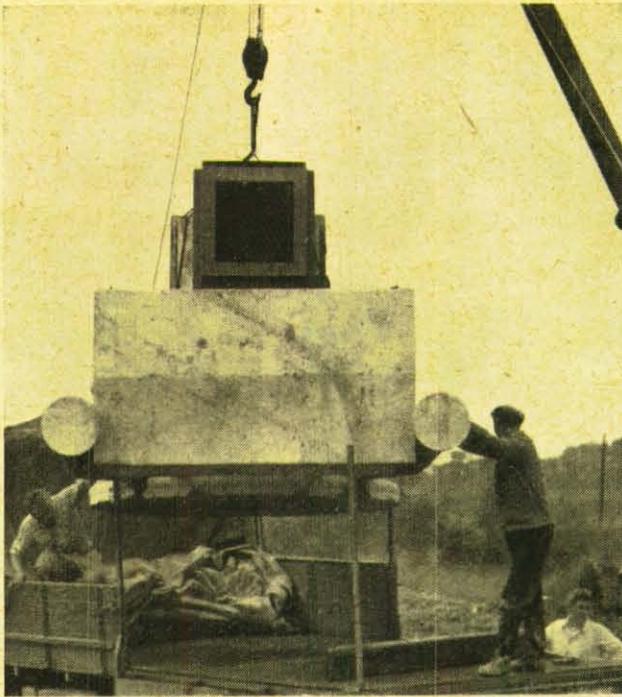
Untersuchungen radioaktiver Metalle werden in Hanford in diesen kastenförmigen Gehäusen automatisch durchgeführt. Jeder Kasten ist ein Laboratorium für sich mit elektrisch gesteuerter Zufuhr von Flüssigkeiten oder Gasen. Hier wird festgestellt, ob die Uranstäbe der Reaktoren so weit mit Plutonium angereichert sind, daß eine chemische Abtrennung angezeigt ist. Nach der Abtrennung wird restliches Uran weiter verwandt.



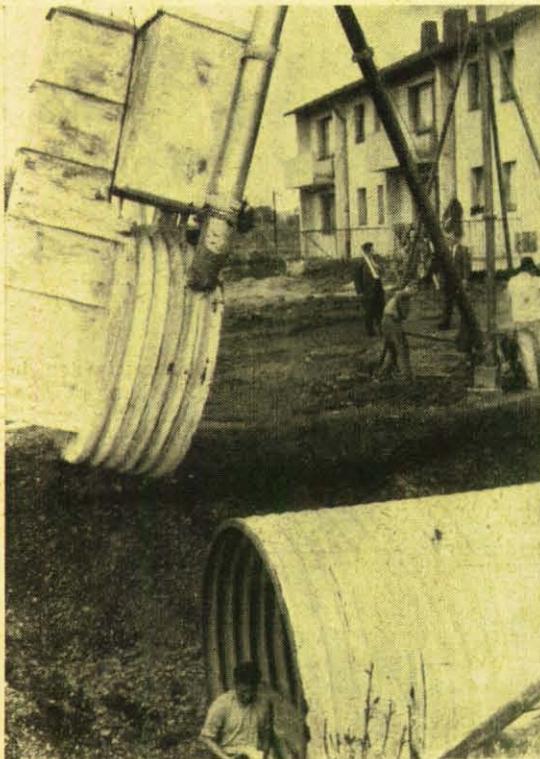
Los Alamos, die Atomstadt Nr. 3. Während in Oak Ridge und Hanford die Atombombenstoffe Uran 235 und Plutonium gewonnen wurden, zog in eine im Staate Texas neu gegründete geheime Stadt mit 1000 Häusern ein Heer von Wissenschaftlern zusammen. Hier konzentrierten sich unter Leitung des Physikers Oppenheimer alle Fäden. Auf dem nahen Versuchsgelände von Alamogordo fand der erste Atombombenversuch statt.

Duisburg baut Stahlschläuche gegen A-Bomben

„Wir bauen Schutzräume, ganz gleich, ob wir dazu gesetzlich verpflichtet sind oder nicht.“ Diese Meinung vertreten gegenwärtig schon viele Bauherren. „Später“, so sagen sie, „würden uns nur höhere Kosten entstehen.“ Unserem Bildberichter fiel bei Reihenhäusern in Duisburg-Meiderich, die vor kurzem bezogen wurden, eine neuartige Schutzanlage auf, die im wesentlichen aus Stahl besteht: eine Stahlröhre, die aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, in das Erdbett versenkt wird. Isoliert und mit einer 30 cm starken Betonhülle versehen, bietet sie Schutz für 34 Personen. Es handelt sich um eine Versuchsanlage, von der man im Bauwesen sicher noch sehr ausführlich zu sprechen haben wird.



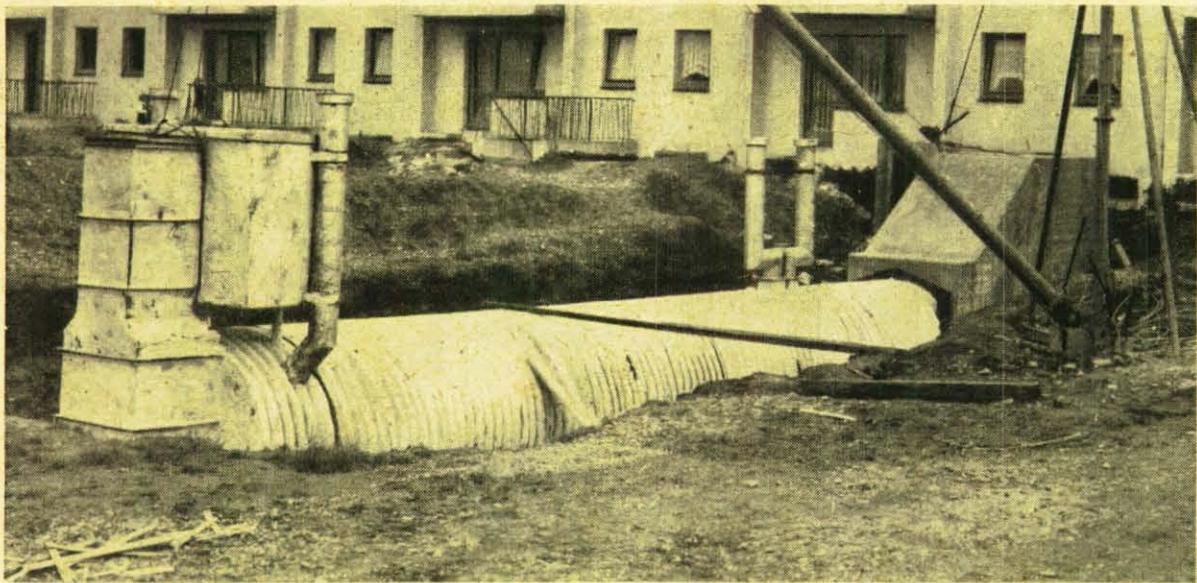
Ein komisches Ding rollt an. Fast sieht es so aus wie der Teil eines neuartigen Fahrzeuges. Aber es ist nur das End-Bauelement zu der Versuchsanlage. In ihm befindet sich bereits der für jede Schutzraumanlage benötigte Notausstieg sowie Teile der Be- und Entlüftungseinrichtungen. Fabrikfertig werden sie geliefert.



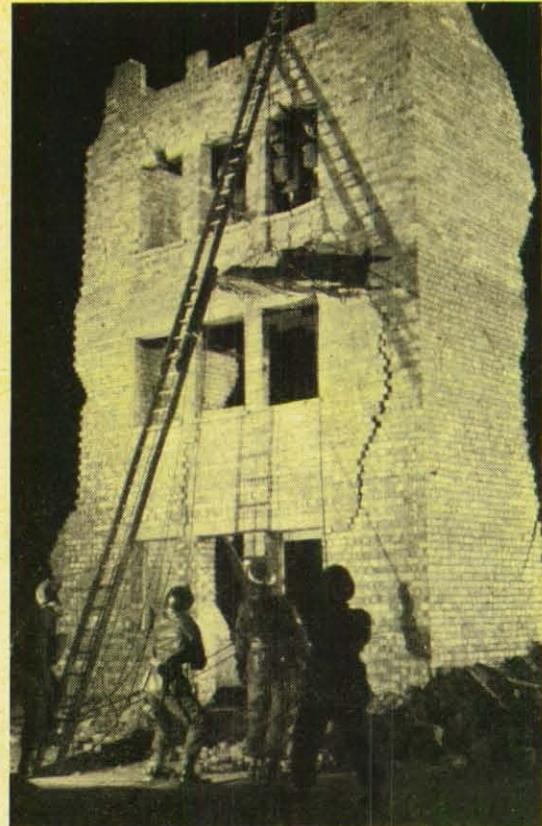
Das sieht schon anders aus. Deutlich ist hier erkennbar, wo das End-Bauelement hinkommen soll. Am Ende der ganzen Stahlröhre werden lebensnotwendige Bestandteile der Schutzraumanlage eingebaut: die Möglichkeit der Luftverbesserung und die eines Notausstieges.



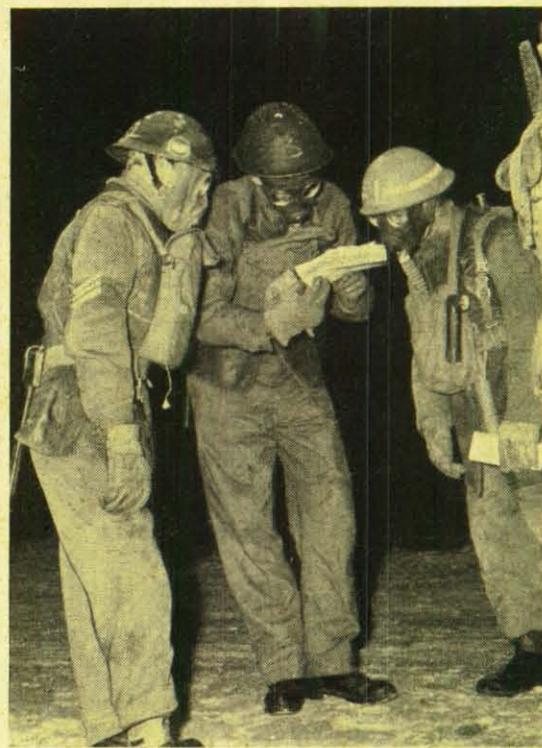
Wie ein unterirdischer Tunnel sieht diese Stahlröhre aus. Aber in ihr würden sich einmal Menschen längere Zeit aufhalten bereits, wenn Luftgefahr vorhanden wäre. Die Stahlwandung ist bereits bei der Herstellung gut isoliert worden. Nun muß sie noch ihre Betonumhüllung und eine Erdüberdeckung erhalten.



Der Rohbau ist fertig, soweit es sich um die Stahlbauelemente handelt. Vorne an einem der Häuser mündet der „Stahlrohlauch“ in einem Betonklotz, der als normaler Hauseingang dient. Eine Gasschleuse befindet sich an der Röhre. Drucktüren, sanitäre und hygienische Einrichtungen vervollständigen das Ganze. Auch Schlaf- und Sitzgelegenheiten sind vorgesehen. Die Anlage ist „strahlensicher“, behaupten die Lieferanten, wenn eine Abdeckung mit Erde erfolgt.



Ein „Verunglückter“ wird mit aller Vorsicht bei einer Übung von Angehörigen des britischen Mobilen Verteidigungskorps zu Boden gelassen. Das Korps wird bald aus 36 Bataillonen mit je 800 Mann bestehen.



Der Zugführer einer Einheit des Mobilen Verteidigungskorps informiert seine Gruppenführer. Alle tragen Masken zum Schutz gegen radioaktiven Staub. Die Mannschaften werden besonders im Rettungsdienst ausgebildet.

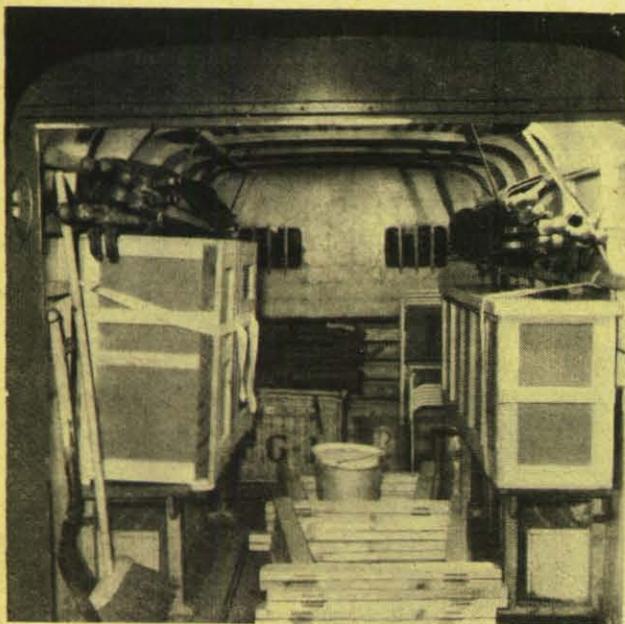
So schützen
England baut
seinen
Luftschutz aus



Hilfsschwester der Krankenpflegerreserve leisten auf einer provisorischen Unfallstation Erste Hilfe. Diese englische Freiwilligenorganisation umfaßt heute mehr als 50 000 Krankenschwestern und Hilfspflegerinnen, die im Dienste der Zivilverteidigung stehen.

Mit dem Hubschrauber landen bei einer Übung der Krankenpflegerreserve ein Arzt, eine Krankenschwester und Hilfspersonal am Unfallort. Jeder weiß sofort, was er zu tun hat — ein Ergebnis der sehr gründlichen Ausbildung der Helfer des britischen Luftschutzes.

Das „Gehirn“ jeder englischen Luftschutzeinheit ist der Kontrollraum. Er ist das Zentrum, in dem im Ernstfall die Meldungen der Außenposten aufgefangen, gesammelt und ausgewertet werden. Hier werden die Gegenmaßnahmen beraten und in die Wege geleitet.



Ein vollbeladener Ambulanzwagen der Krankenpflegerreserve: Geräte für die Erste Hilfe, kurzum alles, was in Katastrophenfällen, besonders aber beim Einsatz des Luftschutzes benötigt werden könnte, ist in diesem modernen Fahrzeug jederzeit griffbereit.



sich die anderen

Erklärung des britischen Botschafters: England verzichtet auf Luftschutz! Die britische Regierung wird keine Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung vor Atombombenangriffen ergreifen. Es gibt keinen Schutz gegen Atombomben!

Diese Meldung erregte Aufsehen. Aber stimmt sie überhaupt? Nein, natürlich nicht! Alles war ein Mißverständnis. Sir Christopher Steel, Großbritanniens Vertreter in der Bundesrepublik, protestierte energisch: Einen

Verzicht auf zivilen Luftschutz habe es in Großbritannien nie gegeben. Er habe lediglich gesagt, England verzichte darauf, die Flakartillerie an den Stadträndern zu konzentrieren, weil die aktive Luftabwehr für die Verteidigung der Luftbasen notwendig sei.

Aber trotz der Richtigstellung, man liest und hört es immer wieder: in England gibt es keinen Luftschutz...!

Die ZB-Illustrierte ist der Sache nachgegangen. Unser Mitarbeiter meldet aus London:

Großbritannien denkt nicht daran, auf zivilen Luftschutz zu verzichten. Im Gegenteil, die Regierung bemüht sich, ihn zu erweitern und auszubauen. Noch im April dieses Jahres hat sie in einem Weißbuch auf die wichtige Rolle der Zivilverteidigung im Gesamtverteidigungsplan hingewiesen. Weitere Organisationen sollen zusätzlich in ihren Dienst gestellt werden.

Eine der wichtigsten Neuerungen ist der Ausbau des sogenannten Mobilverteidigungskorps. Es wird einmal aus 36 Reservebataillonen mit je 800 Mann bestehen.

Auf dem privaten Sektor haben sich heute schon mehr als 690 000 Menschen freiwillig in den Dienst der Zivilverteidigung gestellt. Der Kern des Luftschutzhelferkorps allein besteht aus 353 000 Freiwilligen. Die Luftschutz-

organisation der Industrie hat mehr als 200 000 Helfer.

Die Führungskräfte werden im „Staff-College“ ausgebildet. Es liegt 45 km von London entfernt und ist die erste Fachschule dieser Art in der ganzen Welt. Hier sind in sechs Jahren 11 000 britische und ausländische „Schüler“ geschult worden.

Das Ziel der britischen Zivilverteidigung wurde kürzlich erst von Sir John Hodsoll klar herausgestellt. Hodsoll ist der Hauptberater für Fragen der Zivilverteidigung im NATO-Hauptquartier in Paris und gilt als der eigentliche „Vater der britischen Zivilverteidigung“. Er sagte: Tut alles, was ihr könnt, für den zivilen Luftschutz. Vergeßt nie, daß er im Kriegsfall helfen, raten und schützen muß, daß es ohne Schutz nur viel weniger Überlebende geben kann!

Zwei Mann, ein Schwein

Tatsachenbericht
von Werner Kortwich

und die Nacht von Paris

„Hart wie'n Ei, das zwanzig Minuten gekocht hat!“ sagte Grandgil anerkennend. „Aber wir bleiben trotzdem, bis wir den Koffergriff geflickt haben.“

Der Wirt sah, daß Martin bei diesem Wortwechsel nervös nach draußen lauschte, und machte sich seinen Vers darauf. „Vor der Polizei ausgerissen, eh?“ lachte er und trat drohend an den Tisch der beiden. „Was ist denn Schönes in den Koffern?“

„Ein schwarzgeschlachtetes Schwein — ob Sie es glauben oder nicht!“ versetzte Grandgil seelenruhig und wickelte Bindfaden um den Koffergriff, um ihn wieder brauchbar zu machen.

„So was Ähnliches hab ich mir gedacht! Das wird die Polizei sehr interessieren, wenn ich sie rufe!“ sagte der Wirt höhnisch.

„Sicher!“ meinte Grandgil ungerührt. „Besonders der Empfänger!“

„Den würden Sie also verraten!“ sagte der Wirt verächtlich.

„Natürlich!“ antwortete Grandgil höchst erstaunt. „Der verdient ja das meiste dran — wir armen Hunde kriegen bloß für Schleppe ein paar Francs. Sie werden sich nicht darum drücken können!“

„Wer — i c h?“ Der Wirt war noch viel erstaunter, als Grandgil tat.

„Klar! Wir sollten das Fleisch wie immer bei Ihnen abliefern! Nicht wahr, Martin?“

Martin war noch mehr erstaunt als der Wirt. Er war einfach platt. Er begriff überhaupt nichts mehr, aber er hatte Korpsegeist, und wenn er Grandgil auch nicht leiden konnte und ihm das Schlimmste zutraute — jetzt waren sie nun einmal Komplizen, und da mußte einer für den anderen geradestehen. „Klar!“ sagte Martin.

„Sehen Sie!“ sagte Grandgil.

Der Wirt sah aus, als ob er einen Anfall bekäme. Er legte seine Hand auf das linke Rippenfell und rang nach Luft.

Grandgil kümmerte sich gar nicht um ihn, sondern fragte Martin:

„Hast du noch ein bißchen Bindfaden bei dir?“

„Das nimmt Ihnen keiner ab!“ keuchte der Wirt.

„Was!“ sagte Grandgil. „Ach so! Haben Sie eine Ahnung!“

Der Wirt sah aus, als ob er sich auf Grandgil fallen lassen wollte. Dann bekam er fauchend etwas Luft und sagte heiser. „Ich habe genug Zeugen! Oder etwa nicht?“

„Erzählen Sie das der Polizei — Sie wollten sie ja holen“, meinte Grandgil. „Ist unser Glühwein noch nicht fertig?“

Der Wirt wandte sich ab und ging hinter seine Theke, schwankend, das Bild eines Schwergewichtlers, der nach einem Niederschlag eben ausgezählt worden ist. Jeder wußte, und er also auch, daß in dieser Zeit der leiseste Verdacht zum Eingesperrtwerden genügte. Wenn diese beiden Gauner frech genug waren, zu behaupten ... Und sie waren frech genug dazu! Mindestens diese Großschnauze, die das Wort geführt hatte!

Der Koffergriff war geflickt. „Das dauert mir hier zu lange“, sagte Grandgil laut zu Martin. „Komm!“

Sie nahmen ihre Last wieder auf und gingen. Martin fühlte direkt die wütenden Blicke, die sie bis zur Tür verfolgten.

„Mit dem Kerl hätte ich auch Stunk angefangen!“ sagte Martin, als sie nach zehn Minuten die Koffer für eine kleine Pause absetzten und ihre schmerzen-

Beim Herannahen einer Polizeistreife können Martin und Grandgil, die Komplizen wider Willen, noch mit ihrem verdächtigen Gepäck in ein kleines Café flüchten. Der Wirt will die lästigen Besucher hinauswerfen.

den Arme reckten. „Ein ekelhafter Hund! Aber wie du. „Ein ekelhafter Hund! Aber wie du. „Ein ekelhafter Hund! Aber wie du.“

„Wieso? Das schadet dem alten Gauner gar nichts! Er wird reich dabei und läßt dich für ein paar Francs schleppen!“

„Heute — gar nichts!“

„Wie?“ sagte Grandgil verblüfft. „Ich denke, er hat dir dein Geld beim Weggehen zugesteckt!“

„Keinen Franc!“

„Vielleicht hat er sich eingebildet, ich gebe dir die Hälfte ab?“

„Ich weiß nicht, was er sich gedacht hat. Aber von deinem Erpressergeld würde ich auf keinen Fall etwas annehmen!“

Grandgil lachte. „Ich biete dir auch gar nichts davon an!“

„Und wenn du es mir anbietest, würde ich nichts nehmen!“ sagte Martin störrisch.

„Du brauchst das Geld wirklich nicht auszuschlagen“, erklärte Grandgil zutraulich, „weil ich es dir gar nicht erst aufränge!“

Wütend bückte Martin sich nach seinen Koffern, nahm sie auf und ging davon, ohne sich darum zu kümmern, ob Grandgil ihm folgte oder nicht. Aber bald hörte er seine schweren Tritte hinter sich.

Plötzlich schoben sich zwei Wolken auseinander und ließen den Mond hell auf die Erde und in die Pariser Straßen blicken. Und ebenso plötzlich sah Martin zwei Polizisten von weitem auf sich zukommen.

„Grandgil!“ flüsterte er nach hinten — denn was er auch menschlich und moralisch von seinem Komplizen halten mochte: ein geistesgegenwärtiger und durchtriebener Bursche war er auf jeden Fall.

Martin blickte verzweifelt nach allen Seiten, wie ein Hase im Treibjagdkessel. Hier gab es kein Café, in dem sie sich hätten verstecken können, und die nächste Seitenstraße lag hinter den Polizisten.

„Du sagst nur ‚Ja‘ und guckst ge-

radeaus!“ flüsterte neben ihm Grandgil. „Alles andere überlaß mir!“

Die beiden Polizisten waren auf zwanzig Schritte heran, als Grandgil loslegte:

„Wir müssen schneller gehen — die Herren von der Gestapo warten schon, weil die Sachen heute nacht noch nach drüben verladen werden sollen. Oder hast du Lust, die Leute zu verärgern?! Solange ich gut mit ihnen stehe, kann ich von ihnen verlangen, was ich will! Bloß ärgern darf man sie nicht!“

Jetzt waren die Polizisten dicht vor ihnen. Einer von ihnen schien auf sie zutreten zu wollen — Martin wurde die Luft knapp, und über dem Magen drückte es, als ob das ganze Schwein darauf läge. Grandgil nickte ihnen frech zu, ohne sein lautes Schwadronieren zu unterbrechen: „Räder müssen rollen für den Sieg! Führer befiehlt — wir folgen! Heute gehört uns Frankreich und morgen die ganze Welt!“

Der andere Polizist winkte dem ersten zu, legte grüßend die Hand ans Käppi, und sie gingen weiter.

„Jetzt sind sie weg!“ sagte Grandgil grinsend.

Er bog mit Martin in die nächste Seitenstraße ein. Martin setzte die Koffer ab und lehnte sich schwer atmend gegen eine Hausmauer. „Mir ist ganz schlecht vor Angst!“ stöhnte er.

„Es ist ja gut gegangen“, sagte Grandgil und steckte sich eine Zigarette an.

„Du hast wohl überhaupt keine Nerven?“ meinte Martin neidisch.

„Nicht viel“, gab Grandgil zu.

„Oder du hältst wirklich zu den Deutschen!“

„Wenn du meinst — — —!“

„Wo hast du denn die ganzen Redensarten sonst her?“

„Ich war mal drüben — da steht es an allen Mauern und wo man sonst was himmalen kann.“

„Na — schön!“ sagte Martin. „Die Hauptsache ist, daß die Blauen dich für'n Nazi gehalten haben — und das haben sie.“

„Wer hat denn das Schwein gerettet?“ fragte Grandgil.

„Also, das kann man dir nicht abstreiten — das hast du getan!“

„So ein Schwein bringt einen doch auf allerhand Gedanken, auch wenn es tot ist!“ sagte Grandgil, an seiner Zigarette ziehend, nachdenklich.

„Wie meinst du das?“

„Was glaubst du, hätten die beiden Blauen mit dem Schwein gemacht?“

„Komische Frage! Natürlich hätten sie's kassiert! Mit uns zusammen!“

„Nicht wahr?“ überlegte Grandgil weiter. „Nehmen wir also mal an, sie hätten's kassiert, und wir konnten ihnen ausrücken!“

„Was soll das nun wieder heißen?“ fragte Martin.

„Du bist ein guter Kerl, Martin, aber Phantasie hast du nicht für einen Centime! Deshalb bringst du's auch zu nichts! Ich stelle fest, das Schwein von Jambier ist eben kassiert worden, ist im Eimer! Da hinten läuft es! Adieu, kleines Schwein von Jambier!“

„Jetzt sehe ich, worauf du rauswillst!“

„Du siehst bei deinem Mangel an Phantasie hast du nicht für dich tuel!“

„Da bin ich neugierig!“ meinte Martin ironisch.

„Ich schenke dir die Hälfte von dem kassierten Schwein. Alles, was in den Koffern ist, auf denen du sitzt!“

Martin hatte sich tatsächlich auf die Koffer gesetzt.

„Wenn ich jetzt darauf eingehen, und wenn wir nun beide das Schwein unterschlagen — ich sage ausdrücklich ‚wenn‘ — dann — — —“

„Na?“

„Dann bin ich in meinem Gewerbe geplatzt! Dann vertraut mir keiner mehr etwas an! Keim Mensch! Denn das spricht sich ‚rum!‘“

„Dann wirst du eben anderen Leuten Arbeit geben! Dann bist du durch mich selbständiger Unternehmer geworden! Das sind die guten Früchte der bösen Taten!“

Martin sprang auf und griff nach seinen Koffern. „Mach was du willst!“ rief er wütend. „Ich liefere mein Fleisch ab! Bei mir wird Ehrlichkeit groß geschrieben!“

„Du verstehst überhaupt keinen Spaß!“ lachte Grandgil.

„Mir ist jetzt nicht nach Spaß zumute, und bei dir weiß man nie, woran man ist!“

„Menschenskind, Martin! Bei mir wird Kameradschaft groß geschrieben!“

„Das weiß man bei dir auch nicht genau!“ sagte Martin abschließend und setzte sich von neuem in Marsch, ohne sich um Grandgil zu kümmern.

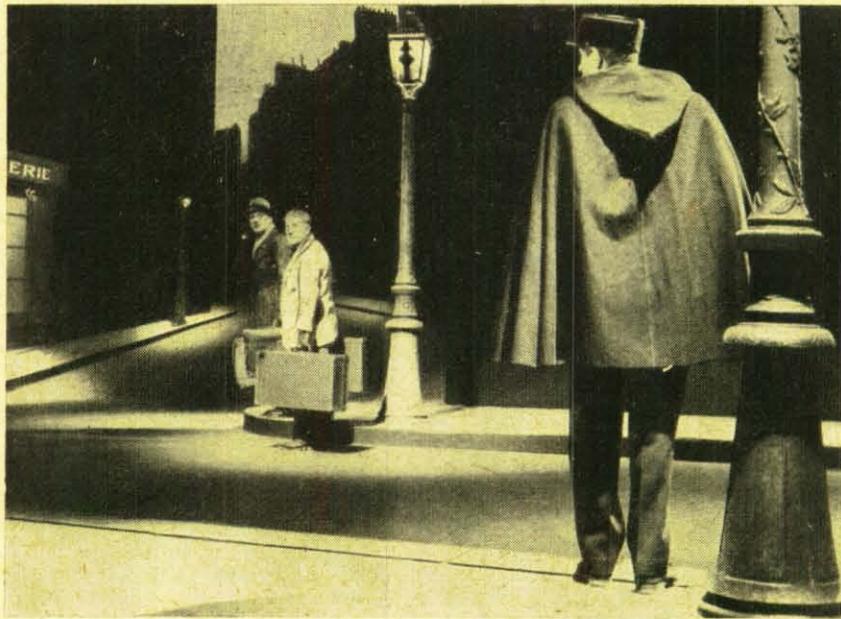
*

Und dann kamen die Hunde — einer, zwei, fünf — oder vielleicht zehn? Sie konnten es nicht genau erkennen, weil der Mond sich wieder eine Wolke vors Gesicht gezogen hatte. Paris wimmelte damals von herrenlosen Hunden, beinahe wie Konstantinopel.

Hunderttausend oder zweihunderttausend Pariser waren beim Heranrücken der deutschen Armeen geflohen, und viele hatten ihre Hunde zurücklassen müssen. Nun trieben sich die Tiere Tag und Nacht in den Straßen umher, bettelten, stahlen. Spitze, Dobermänner, Airedales, Terrier, Dackel, Doggen, Rottweiler — von beinahe jeder Rasse gab es ein Paar.

Und natürlich Bastarde!

Sicher hatten sie das Schweinefleisch gewittert — für Hundenasen schwebte in weitem Umkreis um die vier Koffer eine nahrhaft reizvolle Duftwolke.



Im Schutze der Nacht marschieren Martin und Grandgil durch die Straßen von Paris. In den Koffern tragen sie das schwarzgeschlachtete Schwein. Ein Polizist stellt die beiden, und nur durch einen Kinnhaken kann Grandgil die Situation zu ihren Gunsten retten.

Martin fuhr erschrocken zusammen, als ihn etwas Lebendiges an die linke Wade stupste. Dann fühlten sie beide, daß immer wieder etwas an ihren Koffern entlang strich und ihnen das schwere Schleppe noch schwerer machte.

„Wie werden wir die Biester los?“ keuchte Martin und wagte nicht, stehenzubleiben.

Diesmal wußte auch Grandgil nicht gleich Rat. Er versuchte, die Hunde mit den Koffern fortzustoßen, ihnen Fußtritte zu versetzen. Sie wichen nur grade so weit aus, daß er sie nicht erwischte, und drängten sich gleich wieder heran.

Sie waren nicht etwa böseartig oder drohend, aber aufdringlich und von zäher Beharrlichkeit. Wenn Martin, der Hunde für wilde Tiere hielt und nicht mit dem Fuß zu stoßen wagte, ihnen zuzischte: „Weg! Wollt ihr wohl! Verfluchte Köter!“, dann schienen sie das für Zärtlichkeiten zu halten und wackelten mit den Schwänzen.

Die Wolkenkulissen gaben wieder einen Spaltbreit Mond frei.

„Das kann heiter werden!“ knurrte Grandgil, als er sah, wie von weitem noch zwei große Hunde angelaufen kamen.

Er blieb stehen, setzte die Koffer ab und überlegte. Erwartungsvoll drängten die Hunde sich um ihn.

Dann kam ihm eine Erleuchtung. Er ging ohne die Koffer zur nächsten Haustür. Sie war verschlossen.

„Was willst du denn nun wieder?“ rief Martin mit unterdrückter Stimme und stellte seine Koffer auch auf den Bürgersteig.

„Warte mal und schrei hier nicht unnütz!“ sagte Grandgil und ging zur nächsten Tür. Auch hier hatte er Pech, aber die dritte ließ sich öffnen.

Grandgil holte einen der Koffer und zwängte sich so durch einen schmalen Spalt, daß ihm kein Hund folgen konnte.

„Wo willst du hin?“ fragte Martin. „Gleich!“ sagte Grandgil.

Im Hausflur öffnete er den Koffer und schnitt mit seinem Taschenmesser zwei Stücke Fleisch ab. Er trat mit dem Koffer wieder auf die Straße, hielt mit dem Fuß die Haustür offen, wedelte mit den Fleischstücken hin und her, um die Hunde darauf aufmerksam zu machen — soweit das überhaupt nötig war! Richtig scharten sie sich auch um ihn und blickten mit wedelnden Schwänzen erwartungsvoll zu ihm empor. Eine Dogge legte ihm ihre gewaltigen Vorderpfoten auf die Brust, pustete ihm aufgeregt ins Gesicht und versuchte, nach dem Fleisch zu schnappen.

Mit kräftigem Schwung warf er die beiden Fleischstücke so weit wie möglich in den dunklen Treppenflur und rief zärtlich: „Kommt, meine lieben Hundchen! Fräßchen, Fräßchen!“

Seine Idee erwies sich als richtig: knurrend und bellend drängten sich alle Hunde an ihm vorbei in den Flur. Ein paar überschlugen sich vor lauter Eile, an das herrliche Fleisch zu kommen. Als der letzte drin war, schloß Grandgil die Tür, nahm seine Koffer und sagte:

„Komm! Ehe irgendein Idiot sie wieder raus läßt!“ Sie rannten davon — so eilig, wie man mit fünfzig Pfund in jeder Hand rennen kann.

„Wie hast du das bloß gemacht?“ fragte Martin, als sie nach ein paar Minuten verschnaufen mußten und stehenblieben.

„Ich habe ihnen ein paar Koteletts reingeworfen“, erklärte Grandgil.

„Was?! Du kannst doch nicht einfach an das Fleisch gehen!“

„Mensch — bei deiner Dämlichkeit kann einem die Milz stocken!“ sagte Grandgil mißmutig. „Loswerden mußten wir die Köter — hätt' ich mir vielleicht von meinem eigenen Fleisch ein Stück runterschneiden sollen?“

„Na ja“, gab Martin zu. „Hoffentlich gabeln wir nicht neue Hunde auf!“

„Ich möchte wissen, wie die Biester das Haus durcheinander bringen!“ lachte Grandgil.

Sie gingen weiter, und Martin wollte eben sagen: „Die Hälfte haben wir jetzt hinter uns!“, als sie an der Straßen-

ecke mit einem Polizisten zusammenstießen.

„Au!“ rief der Polizist, den die scharfe Kofferkante am Knie getroffen hatte.

„Oh — Verzeihung!“ stotterte Martin. „Was haben Sie in den Koffern?“ fragte der Polizist, sich sein Knie reibend.

„Gut, daß wir Sie treffen!“ sagte Martin. „Wir suchen schon eine halbe Stunde lang nach der Rue de Archives.“

„Rue des Archives?! Da stehen Sie drin!“

„Nicht möglich!“ lachte Martin nervös. „Hast du das gehört?“ wandte er sich an Grandgil.

„Was ist in den Koffern?“ beharrte der Polizist.

„Also — Herr Wachtmeister — es hat keinen Zweck, daß ich Ihnen Märchen erzähle“, sagte Martin. „In den Koffern ist Schweinefleisch!“

„Aha! Dann kommen Sie mit zum Revier!“

Polizisten. Grandgils rechte Hand kam, zur Faust geballt, mit kurzem Ruck hoch und traf haargenau die Kinnspitze des Blauen. Er flog ordentlich ein Stück in die Luft, fiel plump wie ein voller Kartoffelsack auf den Bürgersteig und blieb liegen, ohne sich zu rühren.

Grandgil beugte sich über ihn. „Menschenskind!“ keuchte Martin. „Hast du ihn totgeschlagen?“

„Kein Gedanke! Nimm lieber die Beine in die Hand und laß uns verduften. Er hat nur für 'ne kleine Weile genug!“

Sie hetzten um die Ecke und die enge Seitenstraße hinunter.

„Wenn — — er — — aufwacht — —“ stotterte Martin im Rhythmus seiner Schritte — „dann — — nimmt er — — seine — Pfeife — — und hetzt — — uns — — den — — ganzen Bezirk — — auf — — den Hals!“

„Die — — Pfeife — — hab — — ich — — in — — meiner — — Tasche!“ erklärte Grandgil.

Sie Maschinengewehre in den Koffern? Kommen Sie in den Keller!“

„Nein!“ wehrte Grandgil ab. „Unsere Freunde warten dringend darauf! Wir müssen weiter — die Patrouille ist ja auch weg!“

Die junge Frau war ordentlich enttäuscht darüber, daß sie nicht mehr für die beiden patriotischen Helden tun konnte. Sie begleitete sie vor die Haustür, lauschte ebenso besorgt wie Martin und Grandgil nach allen Seiten und sah ihnen nach, bis nichts mehr von ihnen zu sehen war.

*

Am steilen, mühsamen Aufstieg zum Montmartre müssen sie öfter haltmachen. Und als sie gerade oben sind, fahren sie erschrocken zusammen: Unmittelbar über ihnen heult eine Sirene los.

Fliegeralarm! Sofort wird es rings um sie her lebendig. Fenster klirren, Türen schla-

In der nächsten Nummer beginnt:

Feh war in

MEKKA

Marcelle D'ARLE, die bekannte Reiseschriftstellerin, gelangte als erste Christin in das Heiligtum der Mohammedaner. Darüber berichtete sie — spannend und interessant — für die ZB-Illustrierte.

„Was sollen wir auf dem Revier, Herr Wachtmeister?! Ich erzähle Ihnen ja, was ist. Heute morgen war ich zu Besuch bei meinen Verwandten in Verrières, und die haben mir das Fleisch mitgegeben, weil — weil meine Frau in anderen Umständen ist und gut essen muß. Sie sind doch sicher auch verheiratet, Herr Wachtmeister —“

„Gleich vier Koffer voll Schweinefleisch für Ihre arme Frau?“ sagte der Blaue ironisch.

„Es muß ja lange reichen!“ versetzte Martin treuherzig.

„Zeigen Sie mal Ihre Ausweise!“

„Den hab ich“ — Martin fuhr hastig in allen Taschen umher — „den hab ich doch tatsächlich vergessen!“

„Dann kommen Sie mal mit zum Revier!“

„Ich habe Ihnen doch die reine Wahrheit gesagt, Herr Wachtmeister!“ versuchte Martin zu beschwören. „Es ist wirklich Schweinefleisch in den Koffern!“

„Das glaube ich Ihnen sogar!“ lachte der Blaue. „Aber wir sind so neugierig bei der Polizei — wir wollen ganz genau wissen, wo es herkommt, und wo es hinkommen sollte, und wer Sie sind!“

„Aber, Herr Wachtmeister — —“ begann Martin wieder zu flehen.

„Schluß jetzt! Halten Sie den Mund! Und nun los! Zum Revier!“ Er wies mit seinem Knüppel in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

Weil Martin die ganze Zeit über gesprochen hatte, sah der Polizist in ihm den Anführer, richtete sein Augenmerk hauptsächlich auf ihn und kümmernte sich wenig um Grandgil, der mit ängstlich verlegenem Gesicht daneben gestanden und zugehört hatte.

Das war ein Fehler — ein Fehler des

Obwohl er beim Rennen kaum Luft bekam, mußte Martin laut lachen.

„Du — — bist — — ein — — gerissener — — Hund!“ keuchte er.

Grandgil drängte ihn um die nächste Ecke und blieb stehen. „Jetzt können wir uns einen Augenblick ausruhen“, sagte er.

*

Eine Viertelstunde lang gingen sie unbehelligt durch die Straßen — dann hörten sie von vorn laute, taktmäßige Schritte und blieben stehen.

„Eine deutsche Patrouille!“ flüsterte Martin.

„Schnell hier hinein!“ sagte Grandgil und lief eine Seitenstraße hinunter. Nach ein paar hundert Schritten blieben sie wieder stehen und lauschten.

Die Marschritte klangen unvermindert laut.

„Sie kommen uns nach!“ sagte Martin, heiser vor Aufregung.

„Es scheint so“, versetzte Grandgil und sah sich um. Der Mond schien grade jetzt ganz hell.

„Werden Sie verfolgt?“ fragte aus dem Dunkel des nächsten Hauseingangs eine Frauenstimme.

„Das ist schon möglich“, sagte Grandgil.

„Kommen Sie schnell herein!“ forderte die Stimme sie auf.

Eine junge Frau trat einen Schritt aus dem Dunkel hervor, zog sie in den Hausflur und schloß die Tür hinter ihnen.

Die Schritte der Patrouille wurden immer lauter, waren jetzt vor der Haustür, gingen weiter. Martin atmete auf. „Das war höchste Eisenbahn!“ sagte er.

„Hier sind Sie in Sicherheit!“ sagte die junge Frau. „Sind Sie vom Widerstand? Fallschirmspringer? Hier im Haus wohnen nur Patrioten! Haben

gen, Schritte klappern und schlurften. Obwohl die amerikanischen und englischen Flieger Paris in Frieden lassen, gibt es genug ängstliche Menschen („Es könnte ja doch mal — —!“), die bei jedem Alarm in einen der neuen Luftschutzbunker oder — wenn erreichbar — in einen Metroschacht gehen.

Männer, Frauen und Kinder laufen an Martin und Grandgil vorbei. Polizisten sind plötzlich da und mahnen zur Eile.

Jetzt fallen die beiden mit den vier schweren Koffern nicht auf, weil jeder, der ihnen begegnet oder sie überholt, Koffer oder anderes Gepäck trägt.

„Wir müssen uns auch von der Straße verdrücken!“ flüstert Martin. Immer mehr Menschen verschwinden in den Zufluchtsorten, die sie für die sichersten halten, und die Straße wird schnell wieder leer.

„Hier herum!“ sagt Grandgil und biegt um eine Ecke.

„Wohin?“ fragt Martin. „In meine Wohnung — ich wohne nur drei Minuten von hier.“

„Laß die Koffer gleich hier stehen!“ sagt Grandgil, als er die Tür aufgeschlossen hat, und sie in den Flur getreten sind.

Martin reißt erstaunt die Augen auf, als Grandgil ihn in einen riesigen Raum führt. So etwas hat er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen — oder höchstens mal im Film und dann nicht geglaubt, daß es das in Wirklichkeit geben könnte.

Zwei Drittel des Raums sind Maler-Atelier mit allen Utensilien der Zunft, Staffeleien, fertigen und angefangenen Bildern, Pinseln und Farbtuben. Der andere Teil ist als Wohnung eingerichtet mit Teppichen auf dem Fuß-

Fortsetzung Seite 10

WAHRE GESCHICHTEN

Ehrenmänner

„Schuff! Gauner! Lump! Verbrecher!“ und wer weiß was noch alles, riefen am letzten Wochenende drei Männer in Lima, zückten ihre Messer und fielen über den Schurkendarsteller des peruanischen Hörspielfunklers, als dieser das Sendehaus verließ. Der Arme wußte gar nicht, wie ihm geschah. Er lag im Handumdrehen am Boden, und aus dreizehn Wunden floß sein Blut in die Gosse der Straße. Die Polizei ergriff die Messerstecher nach einer halben Stunde. Sie lächelten stolz und ließen sich ohne Widerstand abführen. „Warum überfielen Sie den ehrenwerten Don Aguirre?“ donnerte sie der Vernehmungschef an. „Wir wollten die Heldin des letzten Hörspielerächens“, antworteten sie stolzer noch, als sie lachten.

Erboster Hummer

Monsieur Magnieu führte in Paris seine Freundin Madeleine zum Abendessen aus. Madeleine gelüstete es nach Besonderem. „Vielleicht Hummer?“ fragte Monsieur. „Ja“, stimmte die Freundin freudig zu, und Hummern wurden gebracht. Der Wirt schleppte eigenhändig einen ganzen Korb voll davon an, damit die Herrschaften wählen. Magnieu schnupperte verächtlich: „Sie sind ja nicht frisch.“ Der Patron ergriff darauf ein prächtiges Tier und hielt es dem Gast entrüftet unter die Nase. „Riechen Sie den wapp...“ Monsieur roch, und „schwall“ zwickte der Krebs, ob des Zweifels über seine Qualität erbackt, mit seinen Scheren zu und zwackte ein gehöriges Stück von Monsieur Magnieus Nase ab. Freundin Madeleine lachte: „Hummern sollen nicht Menschen, sondern Menschen Hummern essen!“

Klopfender Stier

Es klopfte. Señor Rivarola, Hausdiener einer Lebensversicherungsagentur in Zamora (Spanien), eilte, um die Tür zu öffnen. Er erwartete nämlich den Chef. Aber, o Schreck! Statt des Herrn Agenten stürzte ein wütender Stier in den Hausflur, stürmte die Treppe hinauf und nahm oben in den Büros alles auf die Hörner, was ihm in den Weg kam: — Spiegel, Aktentischer, Schreibmaschinen, Stühle — und die Angestellten nicht. Die jagten schneller die Treppe hinunter, als der Stier hinaufgerast war. Nach einer Stunde gelang es einem Polizei-„Torero“, von einer Leiter aus durch ein Fenster das Tier mit einem Lasso einzufangen. Zwei andere mutige Männer konnten ihm darauf die Beine fesseln. Nach drei Stunden wurde der Wütende unter dem Beifall einer tausendköpfigen Menge aus dem Fenster gehißt und abtransportiert. Am nächsten Tag starb er unter dem gleichen Beifall in der Arena.

Zwei Mann, ein Schwein und die Nacht von Paris

Fortsetzung von Seite 9

boden, Teppichen an den Wänden, einem Barockschränk, mächtigen Ohrensesseln um einen runden Tisch, einem Kamin mit allerhand Schnörkelkram auf dem Sims. In der Ecke eine Vase, bauchig und hoch wie der Tisch. voll blühender Forsythienzweige.

Eine schmale Steintreppe mit schmiedeeisernen Gitter führt durch einen Rundbogen irgendwohin.

„Mensch!“ stammelt Martin. „Wohnst du bei einem Maler?“

„Ich hab' dir schon gesagt, daß ich selbst einer bin!“

„Und ich hab' gedacht Stubenmaler!“

„Da hast du falsch gedacht!“ lacht Grandgil.

„Kunstmaler!“ sagt Martin, fast andächtig.

Vorsichtig, wie in Sorge um den dicken Teppich, geht er in den Atelierteil hinüber. „Die hast du selbst gemalt?“ fragt er und zeigt auf die Bilder.

Grandgil nickt.

„Und verkaufst sie?“

„Natürlich! Und nicht billig!“

„Dann geht es dir doch gar nicht schlecht!“

„Hab' ich auch nicht behauptet! Warte mal — ich bin gleich wieder da!“

Grandgil verschwindet die Treppe hinauf. Martin bleibtpföschelnd zurück. Er, der alte Pariser, kommt sich plötzlich vor wie ein Eskimo, der aus seinem Iglu durch Zauberei ins Waldorf-Astoria-Hotel versetzt worden ist.

Grandgil erscheint mit einem großen Tablett und stellt es auf den Tisch. Eine Kaffeemaschine, Brot, Butter, Schinken, Eier. Aus dem Barockschränk holt er eine Flasche Wein und Gläser.

„Setz' dich und is!“ fordert er auf.

„Rechtlich Bohnenkaffee!“ sagt Martin schnuppernd und setzt sich bescheiden auf die Vorderkante des Sessels, isst geröstetes Brot mit Schinken, trinkt Kaffee, bleibt dabei tief in Gedanken versunken.

„Dann hast du ja heute gar nicht wegen des Geldes mitgemacht?“ fragt er schließlich.

„Nein!“ bestätigt Grandgil, holt die fünftausend Francs aus der Tasche und schiebt sie über den Tisch Martin zu.

„Hier — die kannst du behalten oder dem alten, fetten Schieber wiedergeben. Ich fürchte, du gibst sie ihm wieder!“

„Aber warum?“ fragt Martin verständnislos. „Warum hast du das mitgemacht?“

„Aus Neugier, oder Abenteurerlust, oder studienhalber. Ich brauche so etwas manchmal für meine Arbeit —“ er zeigt zum Atelier hinüber — „Als Anregung. Aber ich muß sagen, ich bin enttäuscht! Ich habe mir euren schwarzen Markt ganz anders vorgestellt. Noch eine Tasse Kaffee?“

„Ja — gern — wie denn?“

Grandgil lacht, während er den Kaffee eingießt.

„Schwärzer! Dein Jambier ist kein richtiger Kerl, sondern ein angstbibbernder Spießer und Pfennigfuchser!“

„Und ich?“

„Du bist zu gutmütig und zu ehrlich und zu weich für dieses Gewerbe.“

„Sag' doch lieber gleich: zu dumm! Du hast gut reden: Weil du nicht, wie ich, davon leben mußt!“

Grandgil zuckt die Achseln. „Du hast ja gesehen, wie ich mit Jambier umgesprungen bin! Wenn du es ebenfalls machst, kannst du ebenso gut leben wie ich. In dieser Zeit kommt man bloß nach oben, wenn man rücksichtslos und egoistisch ist!“

Martin trinkt Kaffee, nimmt eine Zigarette und grübelt vor sich hin. Vorhin hat er Grandgil für einen Arbeitslosen gehalten, der sich ebenso schwer durchs Leben schlug wie er, Martin, und seine Bosheiten und Rücksichtslosigkeit damit entschuldigt. Nun sieht er, daß er zum Narren gehalten worden ist, daß Grandgil wegen einer Laune mit ihm gespielt und sich über ihn lustig gemacht hat. Aber derselbe Grandgil ist jetzt wieder kameradschaftlich um ihn besorgt, drängt ihn, mehr von den guten Sachen zu essen, schenkt ihm Wein ein. Der ehrliche Martin mit seinem schlichten, eingeleiteten Verstand begreift überhaupt nichts mehr. Er fühlt, daß Grandgil unrecht hat, daß man mit seinem Rückhalt anders auftreten kann als er, Martin, der keine richtige Arbeit hat.

„Ich werde nicht schlau daraus“, sagt er zuletzt. „Aber ganz stimmt es nicht, was du sagst!“

„Ganz stimmt nie alles!“ versetzt Grandgil und fährt scheinbar unmotiviert fort: „Aber ein anständiger Kerl bist du, Martin!“

Die Sirenen heulen Entwarnung.

„Dann wollen wir mal!“ sagt Grandgil aufstehend. „Es ist ja nur noch ein Katzensprache!“

„Ich dachte, du würdest jetzt gar nicht weiter mitkommen“, vermutet Martin.

„Aber Junge! Ich lasse dich doch jetzt nicht im Stich!“

„Ich werde auch ohne dich feinen Pinkel fertig“ sagt Martin, in dem die Wut gegen Grandgil aufsteigt.

„Du kannst doch nicht zwei Zentner allein schleppen!“

„Dann gehe ich eben zweimal!“ ruft Martin ärgerlich. „Ich kann dich nicht mehr sehen!“

„Dann gehst du vor, und ich gehe drei Schritte hinter dir“, schlägt Grandgil versöhnlich vor.

Und schließlich fügt Martin sich.

Ohne Zwischenfall gelangen sie zur Rue Lepic. Aufatmend setzen sie die Koffer ab, und Martin klopft an die Tür des Fleischers Marchandot, der das Schwein bekommen soll.

Einmal. Zweimal. Nichts rührt sich.

Sie konnten nicht wissen, daß Marchandot und seine Frau gerade zu dieser Zeit im Keller zwei Tonnen Koks über ein ebenso frisch wie schwarz geschlachtetes Kalb schaufelten, schwitzend und schimpfend, und dabei so viel Krach schimpften, daß sie das Klopfen oben nicht hören konnten. Weil Marchandot inzwischen mit Jambier gesprochen, von dem neuen Kollegen Martins und seinem sonderbaren Auftreten erfahren hatte, weil Meister Marchandot mißtrauischer war als Jambier, irgendwelche Komplikationen befürchtete und das Kalb deshalb sicher unterbringen wollte. Konnte dieser Grandgil nicht ein Spitzel sein?

(Fortsetzung folgt)

Komisch, nicht?

LIEBESBRIEFE

Ein Liebhaber drohte seiner Freundin, von der er sich verraten glaubte, mit der Bekantung ihrer Liebesbriefe. Sie antwortete: „Meiner Liebesbriefe ich mich nicht zu schämen, höchstens ihrer Anschrift.“

INKOGNITO

Napoleon machte auf seiner Flucht von Moskau nach Paris in Posen Flucht. Er kehrte in einer deutschen Wirtschaft ein. Um sein Inkognito zu wahren, fragte er die Wirtin, die ihn aber bei fragten Hinmarsch genau gesehen hatte: „Wo ist das französische Hauptquartier?“ Sie antwortete: „Hier, bei mir, Eure Majestät.“

SCHWEINEMAST

Der in Gesellschaft manchmal plumpe Philosoph Johnson ließ sich an einer Tafel ein Spezialgericht, das „Hobotsch“ (eine Art Ragout) ausgeben, net schmecken und äußerte dabei, es munde ihm zwar vorzüglich, aber eigentlich sei es doch ein Fraß für die Schweinemast. „Lieber Doktor“, sagte lächelnd die Dame des Hauses, „darf ich Ihnen noch eine Portion vorlegen?“

STILL, STILL!

Fontenelle, einer der witzigsten und geistvollsten Männer seiner Zeit, wurde fast 100 Jahre alt. Einer ungefähr gleich alten Dame legte er bei deren Worten: „Der Tod hat uns vergessen“, die Hand auf den Mund und sagte: „Still, still!“

DIPLOMATISCH

Talleyrand wurde von drei Damen, denen er einmal den Hof gemacht hatte, gefragt: „Welche von uns würdest du zuerst aus dem Wasser retten?“ — „Ah, meine Damen, Sie schwimmen alle so gut!“ erwiderte der große Diplomat.

UNGLAUBEN

Voltaire promenierte eines Tages mit einem Hofbeamten, der als klatschschüchtig bekannt war, durch den Park von Versailles. Da erblickten sie zufällig in einem versteckten Seitenweg einen jungen Kavalier, der eine bekannte Hofdame küßte.

„Haben Sie das gesehen?“ fragte hämisch der Hofbeamte.

Darauf Voltaire: „Gesehen habe ich es, aber ich glaube es nicht.“

HEILMITTEL

Paul Hörbiger und Johannes Heesters unterhalten sich über den Schlaf.

Hörbiger: „Bei mir ist das so — wenn ich nicht schlafen kann, trinke ich ein großes Glas Kognak, und wenn das nichts hilft, dann noch eins, hilft das wieder nichts, dann eben noch eins!“

Heesters: „Und wenn das dann auch nichts hilft?“

Hörbiger: „Dann ist es mir schnuppe, ob ich schlafe — oder nicht!“

Die ZB bringt im nächsten Heft:

Seehund-Tragödie vor Friesland

Hilfe für ein aussterbendes Tier

Segelflug mit Hilfsmotor

Licht von tausend Sonnen

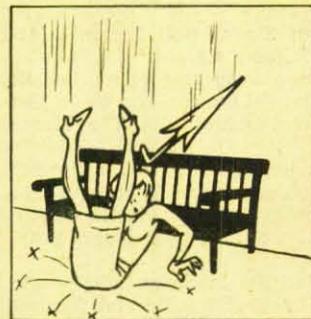
Der Mensch greift in Gottes Werkstatt

Neuer Glanz für alte Kunst

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine Bildgeschichte von Eres

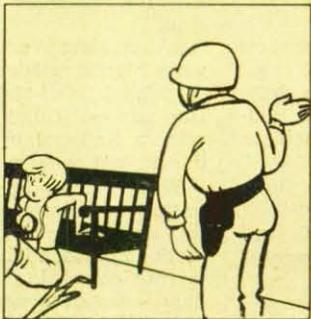
Schluss



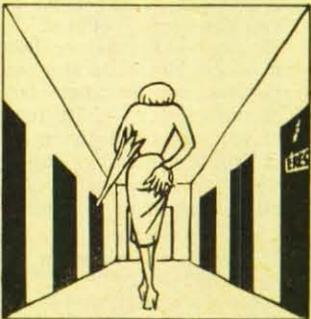
Eine Bank im Korridor kommt bekannt der Gaby vor.



Sie erwacht und glaubt es kaum: alles, alles war nur Traum!



Posten winkt, sie dankt ihm klug: „Vom Atom hab' ich genug!“



Jetzt ist die Geschichte aus! Gaby eilt geschwind nach Haus.

Wie Gefährten Robin Hoods muten die Jäger an



Mit dem Pfeil, dem Bogen...

In vielen Menschen schlummert der Hang zum Abenteuer. Aber wo hat man in unserer Zeit der Maschinen und der Automatisierung noch Gelegenheit dazu! In Kalifornien kann man ein echtes Abenteuer kaufen. Man bestellt sich den bekannten Bogenschützen Howard Hill auf seine Farm und geht mit ihm auf die Jagd. Aber diese Expedition hat nichts gemeinsam mit den „abenteuerlichen“ schwerbezahlten Großwildjagden in Afrika, wo Millionäre aus Flugzeugen oder sicheren Wagen das Wild abknallen. Die Jagd mit Pfeil und Bogen ist für die Schützen äußerst gefährlich und erfordert ganze Kerle.



▶ **In die Enge getrieben** ist ein Wildschwein von Hunden und Jägern. Der Schütze spannt den Bogen und legt den Pfeil an zum entscheidenden Schuß. Der schwache Punkt des Tieres liegt oberhalb der Augen. Dort kann ein Pfeil — von vorne oder von der Seite abgeschossen — durch den dünnen Knochen sofort ins Gehirn eindringen, was den augenblicklichen Tod zur Folge hat. Nur geübten Jägern gelingt dieser Meisterschuß. Die Jagd mit Pfeil und Bogen ist ein mutiger und fairer Sport, weil das gejagte Wild auch eine gewisse Chance hat, heil davonzukommen.

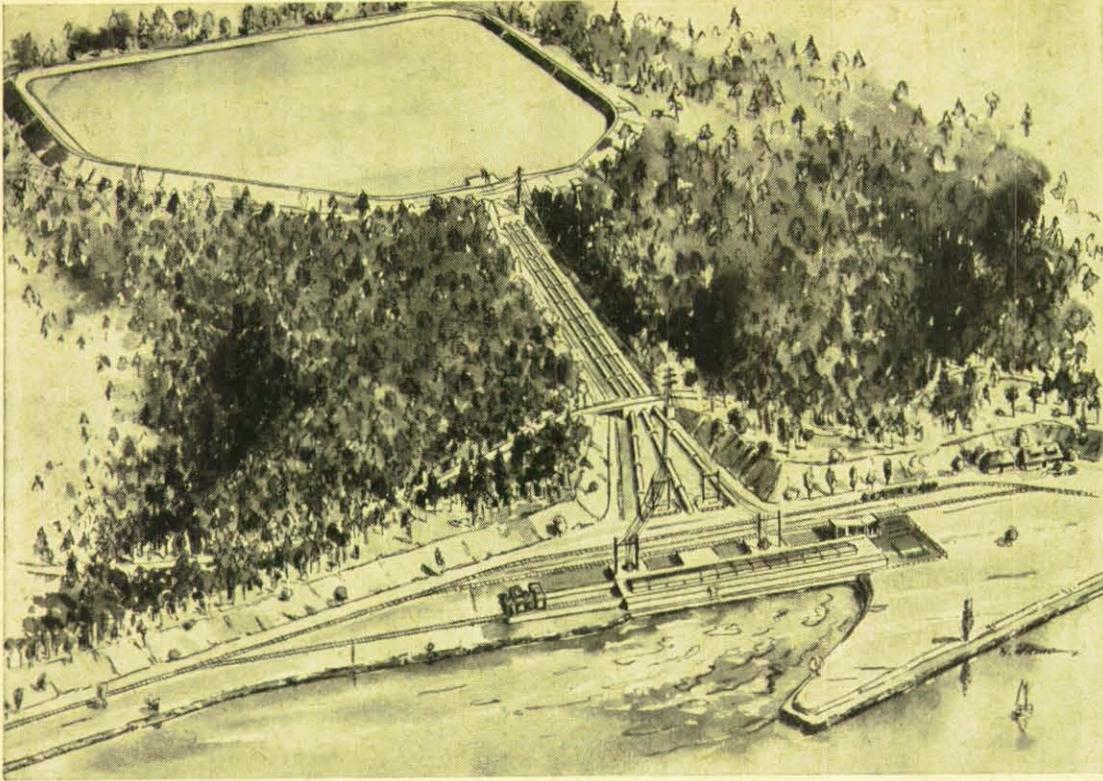


◀ **Eine Wildkatze und ein Eber** sind die Jagdbeute, die hier der Farmer Guy Madison stolz präsentiert. Mit dem berühmten Bogenschützen Howard Hill ist er auf die abenteuerliche Jagd gegangen. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen. Was die Jagd so aufregend macht, ist die Gewandtheit, die man dazu braucht. Amateuren wird dieser Sport nicht empfohlen, denn das Wildschwein kann sehr gefährlich werden, wenn es nicht mit dem ersten Schuß erlegt wird. Howard Hill hat seine zahlreichen Abenteuer in dem Buch „Hunting the hard way“ beschrieben.



Noch näher herangejagt hat sich der Jäger. Fiebernd wartet er auf eine kleine Wendung des Kopfes, damit er seinen Schuß anbringen kann.

Bei Geesthacht



Europas größte Baustelle, das Pumpspeicherwerk Geesthacht, wie es nach der Vollendung aus der Vogelperspektive aussehen wird. Mit einer Leistung von zunächst „nur“ 105 000 kW wird es zur Deckung des Strombedarfs in Zeiten der größten täglichen Kraftwerksbelastung und bei plötzlich auftretenden Störungen eingesetzt. Nach dem Vollausbau wird das Werk sogar 580 000 kWh am Tage abgeben. Das 3,3 Millionen cbm fassende Speicherbecken wird nachts in 9½ Stunden vollgepumpt. Tagsüber läuft dann das Wasser durch die Turbinen und erzeugt Strom.

Kurz hinter Geesthacht an der Bundesstraße 5 zwischen Hamburg und Lauenburg dehnt sich inmitten von Kiefernwald ein hoher Wall aus gelbem Sand. Ein gleichmäßiges Motorengedrömm erfüllt die ganze Umgebung, das dröhnend anschwillt, wenn man den Sandwall erstiegend hat. Sand... Sand.. Sand.. 600 m im Umkreis nichts als unebener, zerfurchter Sand, durch den sich merkwürdige, panzerähnliche Fahrzeuge, Raupenbagger und LKW's schieben. Die Hamburger Elektrizitätswerke bauen hier das größte Pumpspeicherwerk Deutschlands, um den stetig steigenden Bedarf an Elektrizität in Zukunft befriedigen zu können. Auf dem etwa 80 m hohen Geestufer, das zu zwei Dritteln aus reinem Sand besteht, wird ein Wasserbecken mit einem Fassungsvermögen von 3,3 Millionen cbm in den Sandvermögen, den man gleichzeitig zum Aufschütten des Dammes benutzt. Am Elbufer entsteht das Stromhaus mit den Turbinen, die aus dem künstlichen See gespeist werden sollen. Ein Stauwehrlager sorgt für einen ausgleichenden Pegelstand, der notwendig ist, um das Speicherbecken ohne Schwierigkeiten auffüllen zu können.



Blick auf das riesige Becken, in dem die Planierungsarbeiten wie kleine Ameisen wirken. Erst Ende dieses Jahres wird das Werk Geesthacht Strom liefern können, da kürzlich durch ein Unwetter erheblicher Schaden angerichtet wurde. „Dieser Wolkenbruch hat uns mit den Arbeiten am Pumpwerk um rund zwei Monate zurückgeworfen“, erklärte der Technische Direktor der HEW (Hamburger Elektrizitätswerke), Dr.-Ing. Richard Fischer. Nach den Worten Dr. Fischers beläuft sich der Gesamtschaden durch das Unwetter auf weit über eine halbe Million Mark.



Planierungsarbeiten am Speicherbecken. Noch kann man sich gar nicht vorstellen, daß dieser See einmal die Stadt Hamburg mit Energie versorgen wird. 2,5 Millionen cbm Sand müssen bewegt werden und etwa 185 Millionen Mark wird die Baustelle der Superlative insgesamt verschlingen.

t dröhnen 7000 PS

185-Millionen-Riesenbauprojekt

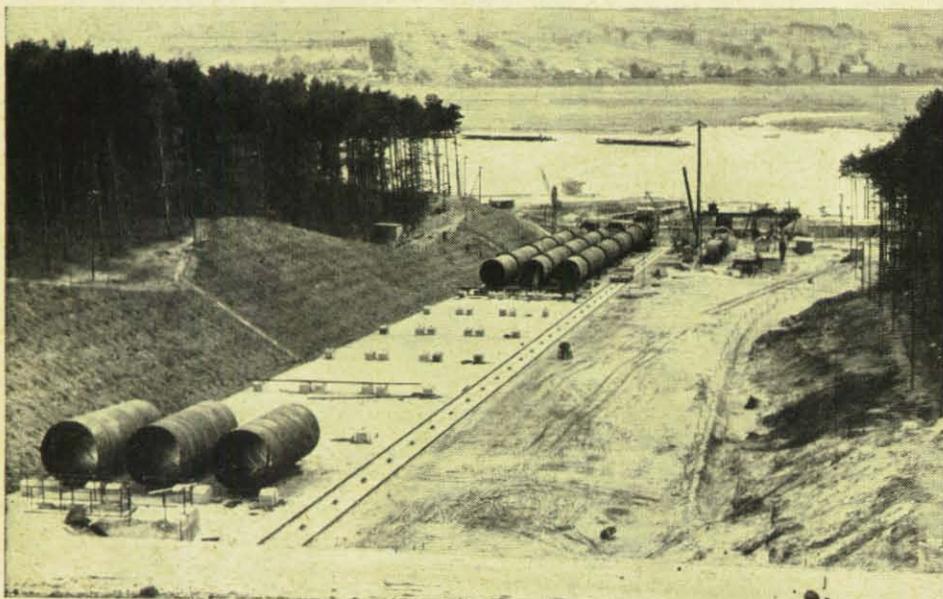
2,5 Millionen cbm Sand in Bewegung



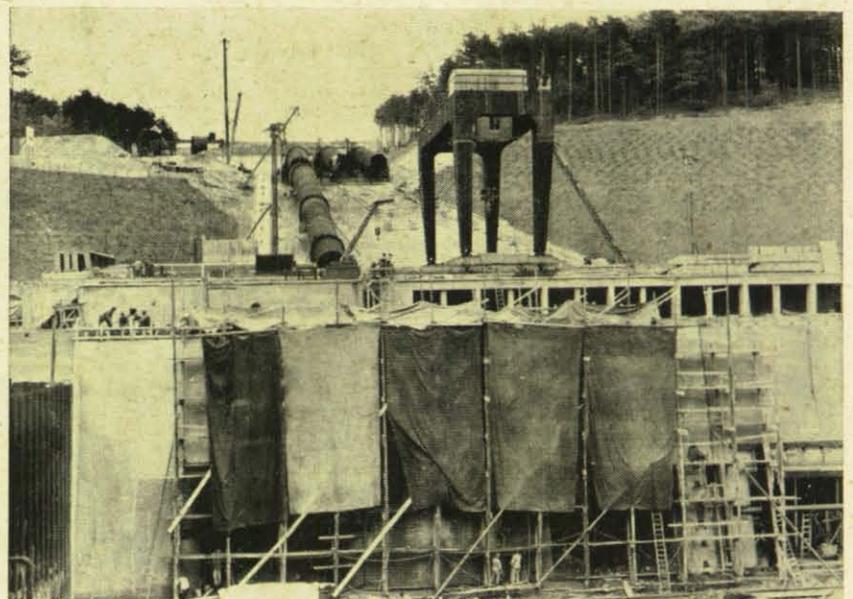
Dreißig Kipp-Lastwagen befördern die Erdmassen, die im Rahmen des Bauprogramms bewegt werden müssen. Das entstehende Wasserbecken wird 3,3 Millionen cbm haben. Ein wesentlicher Faktor unterscheidet Geesthacht von anderen Stauseen, außer der Besonderheit seiner Arbeitsweise. Das Becken wird nicht wie meist in den Felsen gesprengt, sondern in den Sand gegraben.

Im Rückspiegel ist das konzentrierte Gesicht des Euklid-Fahrers zu sehen. Jeweils zwei Stunden dauert nur seine Arbeitsschicht, aber in dieser Zeit muß er voll und ganz auf seinem Posten sein und das schwere Raupenfahrzeug durch den Sand fahren, schürfen, laden, entladen und wieder schürfen. Das ist eine schwere Arbeit, die an Geist und Körper sehr hohe Anforderungen stellt.

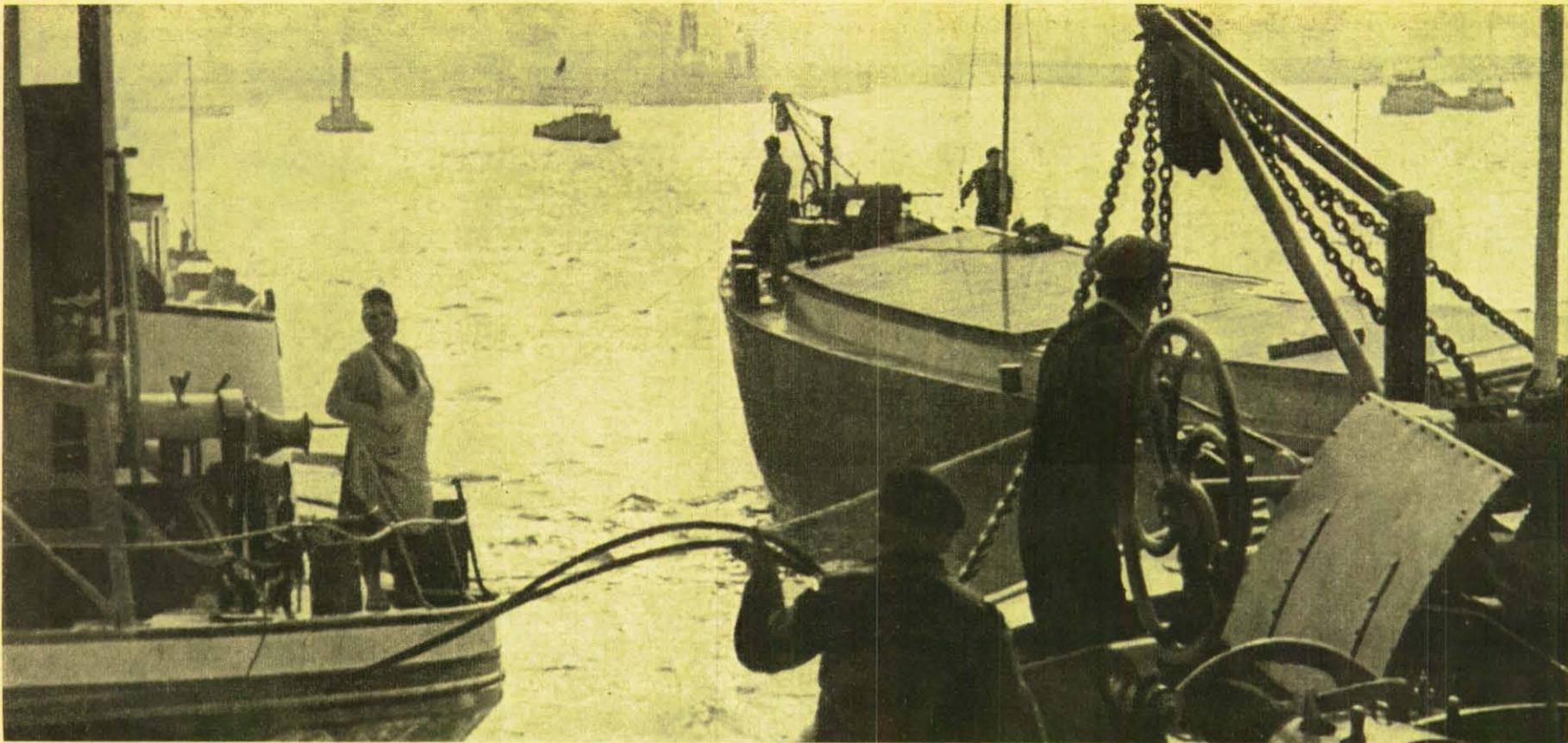
Alle zwei Stunden ist Schichtwechsel. Die Fahrer der amerikanischen Schürfkübelraupe „Euklid“ lösen sich ab und tauschen gegenseitig noch schnell ein paar Ratschläge aus. Mannshoch sind die Räder dieses Fahrzeug-Ungetüms. Allein die Bereifung kostet 50 000 DM, von dem Preis des kompletten Fahrzeugs ganz zu schweigen. Der Aufwand ist groß, aber der Nutzen wird größer sein.



Gewaltige Rohrleitungen müssen verlegt werden. Sie sollen das für die Auffüllung des Beckens nötige Wasser aus der Elbe heraufpumpen, bzw. es wieder in die Elbe ablassen, wobei das Wasser das Krafthaus an der Elbe passiert, wo mit seiner Hilfe dann Elektrizität erzeugt wird. Gigantisch ist das Bauvorhaben, völlig neu die Arbeitsweise und die Mittel. Das großartige Werk wird der ganzen Gegend ein neues Gepräge geben.



Das Krafthaus an der Elbe ist noch im Werden. Ende 1955 wurde mit dem Bau der riesigen Anlage begonnen. Ende dieses Jahres soll sie fertig sein. Unermüdlich, Tag und Nacht, dröhnen hier die Motoren, zischen die Schweißbrenner, hallen die Anweisungen der Ingenieure zu dem Besucher herüber. 8000 Arbeiter sind hier beschäftigt. Das Becken (auf dem Berg) wird nach der Fertigstellung 16 m tief, 600 m lang und 500 m breit sein.



Briefpost ist wichtig! Auch für die Binnenschiffer. Doch woher nehmen, wenn der Postbote nicht zu ihnen vordringen kann? Sie wissen, wie! In vielen Gaststätten haben sie „Briefkästen“. Da sehen sie denn nach.



Junge, Junge, die „spicken“ aber! Die machen noch den „Landratten“ was vor. Wo die das bloß gelernt haben? — Schifferkinder haben ihre eigenen Schulen. Sie können darin auch wohnen, während ihre Eltern unterwegs sind. An Bord müssen sie schon früh mithelfen, was sie gern tun. Denn sie haben ihren Spaß daran.

▲ **Im Morgengrauen** lichten die Binnenschiffer die Anker. Die Ketten rasseln, die Wellen gluckern, die Kellen rasseln, auf geht's, dem Bestimmungsziel entgegen. Im Gegensatz zu den Kameraden auf See machen die Schiffer über Nacht an bestimmten Liegeplätzen Halt. Abend für Abend finden sich da viele Schiffe zusammen. Die Besatzungen kennen sich als gute Nachbarn.



▶ **Laßt flattern,** was flattern kann! Wäsche an Bord ist kein Problem. Da ist Wasser, da sind Bottiche und Wannen, und ein Trockenboden wird nicht benötigt. Der Wind übernimmt dieses Geschäft. Wenn er zu heftig weht, kann es Verluste geben. Darum müssen die Wäschestücke recht sorgfältig festgeklammert werden.

Bei Niedrigwasser um die Lorelei

80 000 Menschen leben bei uns auf Binnenschiffen und mächtigen Schleppkähnen

15 000 Schiffe gibt es auf den deutschen Binnengewässern. Auf ihren Planken sind Männer, Frauen und Kinder zu Hause. Das Leben der Binnenschiffer unterscheidet sich wesentlich von dem der Landbewohner und ist alles andere als nur beschaulich. Da gibt es Zeitsorgen und Wasserstandsprobleme. Und der Eisgang ist für sie fast gefährlicher als für die Seeschifffahrt.

▶ **Bimm, bimm, der Kaufmann ist da!** Natürlich kommt er ins Haus — Verzeihung, ans Schiff. Das ist sein Dienst am Kunden. Er hat zu bieten: Würste, Schinken, Konserven und Kartoffeln. Selbstverständlich auch Rum, Nadeln, Nähgarn und Bordschuhe. Die Schifferfrauen brauchen nur Wünsche zu äußern und — zu bezahlen. Sie haben es darin genauso bequem wie ihre „ländlichen Kolleginnen“ in Städten und Dörfern.



WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

8. Fortsetzung

Und diese Welt war nicht seine Welt. Auch die Welt derer irgendwo im Schützengraben war nicht seine Welt. Der Krieg war bestimmt nicht seine Welt. Aber auch die Freude war nicht mehr seine Welt. Er hatte viel zuviel zerschlagene, viel zuviel gefällte Menschenschicksale, er hatte viel zuviele Trümmerhaufen gesehen. Aber ein Satz Eitles war für ihn wichtig: Kann man vom Bücherschreiben leben? — das war der vernünftigste Satz des Nachmittags. Und es war gut, daß jetzt anstelle eines Streit-tes handfeste Kaufmannsfragen ihre Antwort fanden.

Arnolds aufmerksame Ruhe änderte die allgemeine Stimmung. Helen faßte sich wieder und unterdrückte ihren Wunsch, Eitle lächerlich zu machen. Lisi war verwundert über Arnolds Weise, sich seinem Leben sicherlich nicht sehr verhafteten Gedankengängen hinzugeben, und Nobile bewunderte insgeheim die Lebensart des sonderbaren Mannes, der so wenig Schweizerisches an sich hatte und der ihm dennoch besser gefiel als Egon Eitle, dessen engen Geist er schon seit langem still verachtete.

Als am Nebentisch jetzt störend laut Schweizerdeutsch gesprochen wurde, stand Helen auf, ging zu ihrem Vater und bat ihn, ebenfalls französisch zu sprechen; Herr Naudeau dürfte doch wohl nicht von der Unterhaltung ausgeschlossen werden, Frau Poßhard, die das Schweizerdeutsch nur schlecht sprach, folgte dem Wunsch ihrer Tochter und bat Arnold um Entschuldigung.

„Entschuldigung?“ ließ sich hier Herr Scheufeli vernehmen. „Entschuldigen müssen wir uns nicht, wenn wir unsere Sprache sprechen. Entschuldigen müssen sich die Schwyzer, die sie nicht können.“

Einen Augenblick lang herrschte erschrecktes Schweigen. Diese Bemerkung war so unangebracht, daß sie wie etwas böse Fremdes wirkte. Helen setzte sich und sah erschrocken Arnold an, der ihren Blick suchte und dann den Kopf senkte. Er sah Naudeaus Ring an seiner Hand und dachte, wie oft wohl noch Naudeau beleidigt werden sollte. Und so war es der Gedanke, daß ja Naudeaus Wesen hier dauernd als fragwürdig angegriffen wurde, der ihn erzürnte. Denn auch Naudeau hatte niemals Schweizerdeutsch gekannt. Er wendete sein Gesicht Scheufeli zu und fühlte, daß er nun etwas Grobes erwidern werde, als Herr Poßhard mit lustiger Stimme dazwischenkam und allem eine heitere Wendung gab.

Er erzählte, daß sein Stiefbruder seiner Frau schon seit Jahren vorhalte, daß sie sich zu wenig ums Schweizerdeutsch bemüht habe; es sei nun mal das Steckenpferd der Scheufelis, bodenständig und altem Brauchtum zusetzen zu sein. Man solle seinen Vorschlag als den eines guten Schweizern nehmen.

Arnolds Laune war jetzt vollständig verdorben. Es erschien ihm alles lächerlich, was hier geschah.

Arnold hielt das nicht mehr aus. Er fühlte sich übel, wie an jenem Tag in Hamburg, als er vom Rauch und Entsetzen vergiftet war. Er fühlte sich von allen Menschen angewidert, von ihrer Dummheit verfolgt, von ihrem bloßen Hiersein belästigt. Helen tat ihm leid,

Bei einem Bombenangriff wird der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, der beste Freund des deutschen Fronturlaubers Arnold Heim, in Hamburg getötet. Heim, der den Freund tot auffindet, übergibt einem Friedhofwärter die nötigen Ausweispapiere. Dabei kommt es zu einer Verwechslung: der Alte trägt nicht Rollés, sondern Heims Namen in das Totenregister ein. Damit ist Heim — den Urkunden nach — gestorben. In Wirklichkeit fährt er aber mit den Ausweisen seines Freundes in die Schweiz, nach Castagnola, dem Familienwohnsitz der Rollés. Jean, dem alten Diener des Hauses, vertraut er sich an. Gemeinsam beschließen sie, daß Heim unter Jeans Obhut die Beendigung des Krieges abwarten solle. Heim wird daher als Naudeau Rollé polizeilich gemeldet und lernt eines Tages Helen, die anmutige Tochter seines Nachbarn Poßhard, kennen. Er fühlt sich zu dem Mädchen sehr hingezogen, möchte es aber nicht in sein verworrenes Geschick einbeziehen. Kurz vor Weihnachten kommt es dann doch zu einer Aussprache. Die beiden jungen Leute verabreden sich. Einige Wochen danach empfängt Arnold Heim den Besuch des Verlegers Kocher, der ihn zur Niederschrift seiner Erlebnisse anregt. Zu Helens Geburtstag findet er sich später im Hause Poßhard ein. Er vermag aber keinen rechten Kontakt mit den dort schon Anwesenden zu finden.

daß er sie mit seinem plötzlichen Weggang erschrecken mußte. Er hätte nicht dorthin kommen sollen, wo Eitles und Scheufelis beieinander saßen, und er hätte vor allem nicht dorthin kommen dürfen, wohin ihn seine Sehnsucht trieb.

Man war erstaunt, als er aufstand. „Aber Signore, Sie werden uns doch nicht so schnell das Vergnügen Ihrer Gesellschaft nehmen!“ sagte Nobile,

und Arnold bemerkte, daß er die Wahrheit sprach. Er hätte ihm dafür danken mögen. Helen war blaß, als sie ihn bat, noch länger zu bleiben. „Eine Stunde sind Sie jetzt bei uns. Was ist denn eine Stunde?“

Ja, was ist eine Stunde, wenn man sich viele Wochen Tag und Nacht nach dem angebeteten Wesen sehnt? Arnold war aufgestanden. Er konnte nicht mehr zurück und genoß den

„Und des Geheimnisses wegen?“ fragte sie ein wenig ironisch. Arnold bot Helen eine Zigarette an und sagte dann zögernd: „Auch des Geheimnisses wegen.“



Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

Schmerz, in dessen Tiefe er mit aller Bewußtheit sah. Es war ein stürmischer Schmerz, und es war eine Lust, den Schmerz nun gänzlich auszuschreiben. Er wandte sich wie im Traum an die anderen, hörte wie durch einen Schleier, daß man ihn zurückzuhalten versuchte. Er küßte Helen vor der Tür, schon halb im Garten, stumm die Hand und stieg über den Schnee den Berg hinan zu Naudeaus Haus, ein Fremder, in auswegloser Fremde, von schmerzlichen Gedanken aufgewühlt und gequält.

XIX.

Die Tage und Wochen nach Helens Geburtstag wurden von Arnold in zwiespältigem Zustand erlebt. Er empfand einen Trotz, der ihn, mehr als er es wollte, von den wenigen Menschen entfernte, die ihm nahestanden. Er wurde manchmal über sich ärgerlich, gereizt fragte er sich, ob er nicht selber schuld sei an all dem Mißmut. Dann sagte er sich, daß er hier vor etwas stehe, dessen Deutung ihn härter machen konnte, sicherer in all der Zukunft, die noch vor ihm lag. Empörung, Verachtung, was waren sie für eine Kinderei, da es nun einmal verschiedene Leben gab, gefährdete und behütete, große und kleine, enge und weite.

Lange überlegte er sich's, mit seiner Lauheit kämpfend, dann wieder von Gründen überzeugt, bis er sich entschloß, zweierlei miteinander zu verbinden. Er setzte sich und schrieb auf einem Blatt Papier Gedanken nieder, die er nach des Verlegers Rat zu einer Geschichte gestalten könnte. Ordnung wollte er damit gewinnen, seine Flucht erzählen, Dunkles in Klarheit, Wirrnis in beschreibende Gelassenheit verwandeln.

Arnold war erregt, als er die Notizen niederschrieb. Freude erfüllte ihn nach den ersten Zeilen, als er erkannte, daß er schreiben konnte, daß ihm die Worte von der Feder flossen, daß es ihm ging wie damals, als Naudeau den Stil seiner Briefe lobte. Ein paarmal veränderte er noch die Art seines Gestaltens; erst schrieb er alles in Ichform, dann entschloß er sich zur dritten Person, zum Abstand-Halten, schob das Schicksal seines Helden von dem eigenen weg.

Anfang März kam Helen und besuchte ihn. Sie saßen einander in der Halle gegenüber. Sie in heller Frühlingsbluse und kurzem Rock über dünnen Strümpfen. Er mit einem Pullover, von der Sonne noch unberührt.

„Du sitzt hier im Haus. Es wird Frühling, Naudeau. Jeden Tag hatte ich gehofft: heute wird er kommen, dich zu einem Spaziergang zu holen. Naudeau kam nicht. Ich machte die Spaziergänge allein. Auch euer Garten war leer. Was hielt dich ab?“

„Ich arbeite“, sagte Arnold. Er fühlte, daß er stolz war, als er das sagte.

„Der neue Roman?“ fragte Helen.

„Wenn man's so nennen will“, antwortete er.

„Das ist fein“, sagte sie.

„Es kam überraschend“, ergänzte Arnold. „Der Verleger Kocher war da, wollte eine Geschichte zwischen zwei Welten, eine Geschichte zwischen Krieg und Frieden. Einer, der das erlebt hat, den Krieg und den Frieden, der sollte das schreiben. Und deshalb — auch deshalb habe ich dich — nicht gesehen.“

„Und des Geheimnisses wegen? —
frage sie ein wenig ironisch.

Arnold bot Helen eine Zigarette an und sagte zögernd:

„Auch des Geheimnisses wegen.“
Dabei dachte er, daß er jetzt daran war, das Geheimnis sorgfältig aufzudecken, und daß es gut war, daß er jetzt niederschrieb, was einmal erklären konnte, was er an Lügenhaftem getrieben hatte. Er fragte sie, ob er sich nicht vielleicht deshalb jetzt alles von der Seele schrieb.

„Ja“, wiederholte er nachdenklich, „Auch des Geheimnisses wegen.“

„Dann hat dein neuer Roman also mit deinem Geheimnis zu tun, und man wird es einmal erfahren.“

„Ja, du wirst es einmal erfahren.“

„Wird das lange dauern?“

„Lange?“ wiederholte Arnold ge-
dehnt. „Bis der Krieg zu Ende ist. Ist das lange?“

Helen antwortete nicht, streifte ihre hellen Handschuhe über und stand auf.

„Ich freue mich, daß Naudeau Rollé arbeitet“, sagte sie. „Ich freue mich sehr darüber. Begleitest du mich bis zur Straße?“

Im Garten blieben sie nebeneinander stehen. Eine grüne Smaragdeidechse huschte auf der Steinplatte hinüber zur Bambushecke. Sie sahen schweigend den Hang hinunter, wo gelb und weiß die Arkaden und Wände der Villen und Palazzi schimmerten.

Die Monate März und April vergingen in Gleichmaß und Ruhe. Der Sommer stieg herauf und warf den süßen Duft der Glyzinen in den Brand, der über Hängen und Mauern flammte. Arnold sah tagsüber auf der Freitreppe im Garten, wo von blauen Winden und wildem Wein Schatten fielen. Hinter diesem Schirm saß er und schrieb und achtete Schierm der Zeit, die hieß Narzissen auf die Wiesen streute.

Indes bald erfaßte ihn erneute Unruhe; er fürchtete, mit dem, was er sich vorgenommen, nicht fertig zu werden, bevor der Krieg zu Ende ging. Die nervöse Spannung, die ihn im Winter nicht mehr gequält hatte, war wieder da. Nur die Arbeit lenkte ihn zu Hause etwas ab.

Abends traf er sich mit Helen, ging mit ihr spazieren, sprach über dies und das. Das waren die schönsten Stunden. Anfang Mai wurde er von Vater Poßhard für den Abend auf die Dachterrasse geladen. Dort saßen sie in niedrigen Korbstühlen. Perlmutterfarbendes Licht lag über der Landschaft. Lugano strahlte wie ein Kronleuchter. Hauchfeines Singen von Geigen tönte herauf. Sie sprachen über den Krieg, über die Unvernunft der Menschen, die ihre Gefühle nicht zügelten, lobten die Schweiz, philosophierten über Gott und den Sinn des Ganzen. Ja, Papa Poßhard war ein kluger Mann. Über alles hatte er nachgedacht. Er mißtraute dem Staat, liebte die Heimat, vergötterte die Familie, schätzte Freunde, verachtete das Dynamitzeitalter und war sich dessen bewußt, daß sie alle in einen Abgrund starrten.

XX.

Wochen vergingen. Der Garten blühte. Das Gras wuchs. Eine Regenzeit kam, die acht Tage dauerte, Bäche stürzten vom Himmel. Dann flog Wind über die Sonnentage den Himmel blau, heiße Sonnentage fielen ein. Arnold trug sich den Liegestuhl in die Bambushecke im Garten und arbeitete inmitten der grünen Wildnis. Abends traf er Helen. Einmal küßte er sie.

Ein paarmal kam er auf das Flachdach und besuchte dort Herrn Poßhard und die Frauen. Er blieb immer bis Mitternacht.

Dann feierten sie die Verlobung Lisits mit Simon Nobile.

Zwei Tage später kam Jean in Arnolds Zimmer, wo er sich gerade befand, und überreichte ihm einen Brief der Schweizerischen Militärkommandantur in Bern. Arnold riß das Kuvert auf, zog den Bogen heraus und las:

An Herrn Naudeau Rollé,
Castagnola.

Wir ersuchen Sie, sich zwecks Überprüfung Ihres Militärdienstverhältnisses bis zum 20. Juli 1944 in Bern bei obiger Dienststelle einzufinden.

Arnold las das zweimal und gab dann Jean das Schreiben. Jean las es mehrere Male. Arnold sagte:

„Erst in fünf Wochen. Sehr dringlich scheint die Geschichte nicht zu sein.“

Jean starrte vor sich hin und sagte nichts.

„War Naudeau eigentlich je in Bern? Hat er einmal mit den Militärbehörden zu tun gehabt?“

„Ich weiß nichts davon“, antwortete Jean.

„Ich auch nicht.“

„Das ist keine große Sache“, meinte Jean und gab das Blatt zurück. Arnold zog die Brieftasche heraus und steckte es hinein.

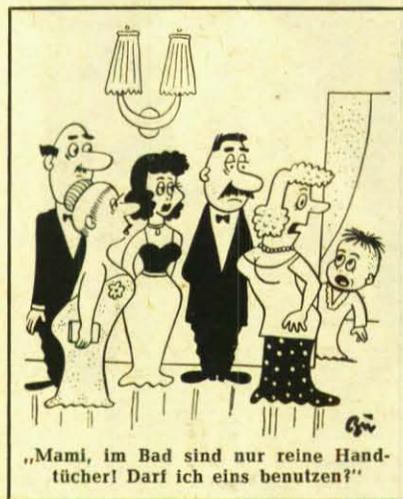
**Gammastrahlen, jene Ausstrahlungen, die beim Zerfall radioaktiver Elemente ab-
gesondert werden, ähneln in vieler Hinsicht den Röntgenstrahlen und zeichnen sich
durch besondere „Härte“ aus. In der Medizin werden sie bereits mit Erfolg in der
Krebsbekämpfung eingesetzt. Diese Strahlen haben aber noch eine weitere gute
Eigenschaft: Sie vernichten jene Bakterien, die für den Verderb so vieler Lebens-
mittel verantwortlich sind. So besteht zum Beispiel die Aussicht, daß wir schon in
naher Zukunft nur noch Milch beziehen werden, die mit Hilfe von Atomstrahlen
keimfrei gemacht worden ist. Die Strahlung ist dabei so bemessen, daß die schädlichen
Keime und Bakterien getötet werden, die Milch selbst aber keine radioaktiven
Spuren aufweist. Eine weitere Möglichkeit bietet sich an, wenn es darum geht,
empfindliche Nahrungsmittel, Fleisch oder auch Fisch u. a., keimfrei zu machen. Ein
Braten, der der richtigen Dosis von Gammastrahlen ausgesetzt wird, hält sich wie ein
tiefgefrorenes Stück. Bedeutende Vorteile ergeben sich vor allem auch für die Kon-
servierung in Dosen, bei der bisher noch immer Zusätze beigegeben werden müssen,
deren Bedienung für die Gesundheit hindern, stark ungesund ist. Durch eine kurze
Aromenbestrahlung ließe sich auch verhindern, daß Kartoffeln oder Zwiebeln Keime
treiben, durch die ihre Substanz während des Lagerns wesentlich verringert wird.**

„Das ist keine große Sache. Ich bin
sicher, daß das keine große Sache ist“,
sagte er und tauchte den Pinsel ins
Wasser, um sich nochmals einzuschä-
men. „Da fahre ich eben in diesem Mo-
nat nach Bern und höre mir an, was
man dort sagen wird.“

„Warum sollte Naudeau Rollé nicht
nach Bern fahren? Warum nicht?“
versetzte Jean mit überbetontem Gleich-
mut und ging zur Türe.

XXI.

Vom ersten Juni an wälzte sich
dieser unerträgliche Hitze ins Land.
Die Schier untrahlige von einem Himmel,
der mittags dunstig wurde von all
den Wasserdämpfen, die aus See und
Wäldern stiegen. In den Gärten der
Villen berieselten sich drehende Spreng-
er den Rasen und die schmachtenden



Blumen. Menschen und Tiere suchten
schattige Plätze.

Arnold gab seine Arbeitsstätte im
Bambushecke auf und zog sich in
sein Zimmer zurück, wo die Kastani-
enbäume ihre Zweige wie ein Dach über
die Fenster breiteten. Aber auch hier
konnte er nur den halben Tag lang ar-
beiten, dann war er erschöpft. Sein
Körper war die tropische Hitze nicht
gewöhnt. Er nahm eine Veränderung

in sich wahr, die ihn nicht froher
machte. Hatte er früher Hitze wie eine
Hülle empfunden, die sich schützend
um das sich bedroht fühlende Leben
legte, so machte ihn jetzt die Glut ner-
vös. Die Kriechschlangen beunruhig-
ten ihn. Spannung erfüllte auch diese
abgeschiedene, vor Hitze flimmernde
Welt, in der Lorbeergeruch an ferne
Gräber gemahnte.

Eines Abends begegnete er Herrn
Poßhard, der, weiß gekleidet, mit einem
breiten Panamahut auf dem Kopf, die
Straße einherschauerte.

„Kommen Sie mit mir“, sagte der,
„trinken wir einen Wein auf dem Dach.
Meine Damen sind alle ausgeflogen...
Spielen Sie Schach?“

„Ich spiele selten Schach. Aber wenn
Sie wollen, dann spiel' ich heute
Schach.“

„Ach was!“ sagte Poßhard und unter-
hakte Arnold's arme. „Kommen Sie mit,
und wenn Ihnen das Schach keine



Arnold rieb sich mit dem Taschentuch
die Stirn. Sein Tun war bedroht;
er war in Zeitverlust gekommen.

„So geht es“, sagte er, „so geht es!“
Nach weiteren fünf Zügen war er matt.

„Noch mal eine?“ fragte er und ver-
suchte ein gleichmütiges Lächeln.

„Revanche, wenn Sie wollen“, ver-
setzte Poßhard und füllte die Gläser.

„Spüren Sie den Monte-Bré-Wind?
Das tut gut.“

Arnold zog an. Er wußte, daß er auch
diese Partie verlieren würde, und hatte
sich damit abgefunden. Er war wieder
müde, sah abgelenkt zum Himmel, wo
eine Sternschnuppe in roter Bahn auf
den Monte Gradicioli niederfuhr. Für
einen Augenblick war der Horizont in
Feuer getaucht. Dann flimmerte wieder
nur die gewölbte Unendlichkeit.

„Schön das!“ sagte Poßhard und hob
das Gesicht nach oben. „Gut so mit
dem Königsläufer, jetzt hat Herr Angriff
ein Gesicht.“

Arnold lehnte sich zurück. Die Elfen-
beinfiguren leuchteten violett. Bizarre
Schatten lagen hinter ihnen.

Arnold trank sein Glas auf einmal
leer. Poßhard schenkte ihm wieder ein.

„Ihre Partie“, sagte er, „ist jetzt in
drei Zügen für Sie verloren.“

Arnold starrte auf das Schachbrett.
Dann sah er Poßhard an. Der lachte.
Da verzog auch Arnold sein Gesicht.
Aber nur die Mundwinkel gingen aus-
einander. Seine Augen waren ohne
Glanz. Da Poßhard eine neue Flasche
entkorkte, blieb er und trank sie rasch
mit ihm leer.

Als er nach Hause ging, fühlte er
sich wieder besser, lobte sich den
Leichtsinn, kam sich großartig vor, so
mit Tod und Teufel und verlorenen
Schachpartien fertig zu werden. Dann
ging er in der Diele zum Büfett, nahm
eine Flasche Schnaps, holte aus der
Küche ein Wasserglas, setzte sich damit
auf einen Gartenstuhl im Freien. Dort
saß er bis lange nach Mitternacht,
trank, ließ sich von hundert Glüh-
würmchen umtanzen, starrte über die
bleiche Landschaft, stierte zu den Ster-
nen, schluckte, trank schließlich, bis
er halb bewußtlos in sein Zimmer
wankte. Er dachte an Helen wie an
eine nackte Göttin, die über den Was-
ser der Sintflut schreiet. Sie ist hell,
leuchtend, die Schwärze steigt, und
alles ist rettungslos verloren, bis auf
den Leichtsinn, der mit Liebe unter
Millionen Sternchen tanzt.

XXII.

Von dem Dörfchen Capolago aus,
am Südpfeil des Luganer Sees, waren
sie am sechsten Juni, einem heißen
Tag, zum Monte Generoso aufgestie-
gen. Zwei Tage vorher hatte Arnold
Helen gefragt, ob sie nicht gemeinsam
für ein paar Tage der Hitze entfliehen
wollten. Da hatten sie an den Berg
gedacht, der immer vor ihren Augen
stand, und nun waren sie auf dem Weg
zum Gipfel.

Das Hotel Monte Generoso Bella-
vista in eintausendzweihundert Meter
Höhe hatten sie um zehn Uhr morgens
erreicht. Da sie nur noch fünfhundert
Meter unter dem Bergkamm, auf dem
sich die anderen Hotels befanden,
waren, hielten sie sich nicht lange auf.

Der Weg führte wenig ansteigend
nach oben, ein breiter Weg, fast eine
Straße.

Helen, mit einem leichten, kurzen Rock und einer Seidenbluse bekleidet, stieg unermüdet und ließ es nicht zu, daß Arnold ihren Rucksack über den seinen hängte.

„Vielleicht noch dreihundert Meter“, erklärte sie verschlaufend und sah nach oben, wo irgendwo der Weg wieder erscheinen mußte, den sie, steil steigend, verlassen hatten. „Heute kommt vielleicht kein Gewitter“, meinte sie und sah zu der Bläue empor, die ihre Freude steigerte. Die Himmelsfarben tanzten im Lichte des Mittags über der dunstenden Tiefe, eine Kohlmeise flatterte zwitschernd durch Farnkräuter in ein verkümmertes Gehölz, und zwischen zwei Bergketten schwebte mit wenigen Flügelschlägen ein Schlangennadler als dunkles Kreuz am blauen Rock des Himmels.

„Wo ist die italienische Grenze?“ fragte Arnold, als ein Schweizer Grenzposten über ihnen erschien und schlaksig, das Gewehr an der Schulter hängend, einige Meter von ihnen entfernt nach unten stieg. Er trug eine graugrüne Uniform und sah wie ein Zöllner oder Jäger aus. Als er heraufgrüßte, fragte ihn Helen nach dem Hotel. Er antwortete, daß sie in einer Stunde oben seien.

Helen erklärte Arnold:

„Die italienische Grenze ist nicht weit weg von hier. Vielleicht tausend Meter. Am Gipfel kommt sie auf einen Steinwurf nahe heran.“

„Das wußte ich gar nicht“, sagte Arnold und fing wieder zu steigen an. „Es scheint von Grenzposten zu wimmeln.“

„Was willst du“, antwortete Helen, „was du hier siehst, ist Italien. Dort drüben ist Krieg, dort werden Partisanen gejagt. So friedlich liegt hier der Comer See, und dennoch...“

Helen sprach nicht weiter. Arnold fragte:

„Hast du deinen Paß?“

„Ja.“

„Dann ist es gut.“

„Hörst du das Kreischen?“

„Es sind Bergdohlen. Hast du gewußt, daß es so kriegerisch zugeht hier oben?“

„Papa hat mit dem Hotelportier telefoniert. Er kennt ihn und seine Frau.“



Er steigt ja jedes Jahr herauf. Wir alle kennen sie. Ernest und Rosalie Rocher aus Genf.“

„Erwarten die uns?“

„Ja, wir bekommen zwei Zimmer. Sonst ist das Hotel für Touristen geschlossen. Im Nebenhaus sind Grenzer einquartiert.“

„Ach so ist das!“ Arnold blieb stehen und schob den Rucksack hoch.

„Schwer?“ fragte Helen.

„Nein, nur warm auf dem Rücken. Die Sonne meint es gut mit uns.“

„Sieh, der Comer See! Ein blauer Teppich, der vorm Gebirge liegt.“ Helen blieb stehen.

„Kommt eigentlich Herr Eitle nicht mehr ins Tessin?“ fragte Arnold nach einer Weile, ohne Helen anzusehen.

„Zu uns kommt er seit Monaten nicht mehr“, antwortete Helen gleichmütig; „er hat wohl gemerkt, daß ich — keine Geschäfte machen will.“

Arnold schwieg. Sie stiegen weiter. Nach einer Viertelstunde kamen sie auf einen breiten Weg. Zwei Soldaten saßen hinter einem Latschenstrauch und rauchten. Sie drehten sich lässig

über ihre Ellenbogen und riefen „Grüßti!“. Helen antwortete mit demselben Gruß. Arnold ging schweigend weiter. Sie erreichten den Kamm und sahen nun eine öde, von Büschen und Felsen bedeckte Platte vor sich liegen. Die Luft zitterte in der Sonne. Kein Laut war zu hören. So weit das Auge reichte war kein Lebewesen zu sehen. Heiße Stille herrschte.

„Eine prachtvolle Wüste“, sagte Helen und öffnete die oberen Blusenknöpfe. Leichtes Wehen kam auf, bauschte ihre Haare, schlief wieder ein.

„Komm, gehen wir! Dort ist das Hotel.“

Sie stiegen auf einen Felsblock und sahen vor sich ein fünfstöckiges Gebäude wie einen Riesenwürfel neben dem Abgrund stehen. Sie lasen an der hellen, flimmernden Wand: Hotel Kulm.

„Ich habe Durst“, sagte Arnold und schritt nun den Grat entlang, der wie ein zerbeulter Dachfirst fast waagrecht zu dem Haus hinaufführte. Helen folgte ihm.

Nach einer Viertelstunde betraten sie das großräumige Hotel, hinter dem noch mehrere Gebäude lagen. Sie gingen in einen hellen Raum, in dem Tische und Stühle standen. Zwei Tische waren mit rotgeblühten Decken bedeckt. Salznäpfe und Latschenzweige standen darauf. Ein nachgemachtes Hodlerbild hing an der Wand. Das Gepolter der Schuhe machte den Nebenraum lebendig; eine sauber aussehende dicke Frau trat herein, breitete die Arme aus und kam so Helen entgegen.

„Willkommen, Mademoiselle, willkommen! Wir haben Sie erwartet. Mein Mann ist bei den Soldaten drüben. Aber er wird laufen, er wird eilen, wenn er erfährt, daß Sie gekommen sind.“

„Wir haben Durst, Madame“, sagte Helen. „Das hier ist Monsieur Rollé, unser Nachbar, der mich hier an Vaters Stelle beschützen soll. Was haben Sie zu trinken und zu essen? Ihnen geht es gut; Sie sehen prächtig aus.“

Arnold sah auf die Uhr.

„Es ist genau zwölf. Essen wir! Können wir uns vorher in den Zimmern frisch machen?“ Er reichte der Frau die Hand. Frau Rosalie gefiel ihm; sie hatte blaue Augen und ein Grübchen über einem Mundwinkel. Sie strahlte; es schien ihr Vergnügen zu bereiten, Helen als Gast zu haben.

„Ernest wird gleich erscheinen. Wir brauchen ihn zwar nicht, aber er wird kommen und sich freuen. Wir haben Grießsuppe, Braten, Pommes frites, Salat und süßen Nachtisch. — Was glauben Sie, wenn Fräulein Helen kommt!“

Helen unterbrach lächelnd:

„Das genügt. Mon dieu, werden wir verwöhnt! Haben Sie auch ein Gläschen Wein? — Und Wasser? — Das ist ausgezeichnet. Wir haben genügend Mahlzeitcoupons. Jetzt wollen wir uns schnell mal waschen.“

Frau Rosalie führte sie auf den Gang hinaus. Sie eilte ihnen rechts voraus und deutete auf zwei nebeneinanderliegende Türen auf der linken Seite.

„Nummer sieben und acht“, sagte sie, „die liegen zwar im Erdgeschoß. Manche Herrschaften mögen das nicht. Aber jetzt, da kein Betrieb ist, stört Sie kein Lärm, und Sie können sich das Treppensteigen sparen.“

„Ist recht, Madame“, versetzte Helen und öffnete die Tür. „Ich nehme dies Zimmer. Wir kommen sofort wieder.“ Frau Rosalie entfernte sich. Arnold betrat sein Zimmer nebenan. Es hatte zwei Fenster, eines nach Westen und eines nach Süden. Er wusch sich die Hände und ging zu Helen hinüber. Die Türe stand offen. Er trat ein. Helen lehnte am Fenster und sah hinaus.

„Ich habe zwei Fenster. Du hast nur eines. Komm, tauschen wir!“ schlug er vor und führte Helen in sein Zimmer. Es gefiel ihr

besser. Da tauschten sie. Als Arnold wieder allein war, kleidete er sich aus, wusch sich mit dem lauen Wasser, das träge aus der Leitung floß, und machte sich zum Essen fertig. Er wartete noch ein paar Minuten und klopfte dann an Helens Tür. Sie öffnete ihm. Er trat ein. Das Westfenster war geöffnet. Er beugte sich hinaus und sah die hellgraue Felswand unter sich, die hier über der tief eingekerbten Schlucht in die Tiefe des Luganer Seebeckens fällt.

„Schön hier, nicht wahr?“ fragte sie und steckte die Haare vor dem Spiegel zurecht.

„Ja“, sagte Arnold, „wir sind nicht mehr auf der Erde, wird sind auf dem Mond und gucken einen Kraterrand hinunter.“

„Du bist drollig“, antwortete Helen belustigt, „der Generoso hat bei dir immer mit dem Mond zu tun.“

„Was ist denn da drüben?“ fragte er abgelenkt und blickte zum Grat hinüber, wo etwas höher eigenartig geformte Gebäude standen. „Ich wunderte mich schon beim Herweg. Ist das eine Wetterstation, oder was ist das?“



Helen trat neben ihn und blickte hinüber. Der Hauch ihres Parfüms wehte in Arnolds Atem. Sie erklärte:

„Da wohnen jetzt wohl die Wachen. Früher war es mal eine wissenschaftliche Versuchsstation. Weil es hier oben viele Gewitter gibt, wollten Gelehrte die Blitze fangen, um mit ihrer Energie Atome zu zertrümmern oder so etwas Ähnliches. Aber das ist nicht gelungen. Wenn ich mich recht erinnere, hat es sogar ein Unglück gegeben. Mußt mal Vater fragen, der weiß es genau.“

Als sie das Speisezimmer betraten, war ein Tisch gedeckt. Ein gebräunter, leicht gebeugter Mann mit eckigen Schultern und einer Hakennase erhob sich in der Ecke, begrüßte Helen und Arnold und war ebenso erfreut wie vorher seine Frau. Ernest Rocher verwaltete als ehemaliger Portier des früher stark besuchten Hauses für die Hotelgesellschaft den Besitz. Er hatte nicht viel mehr zu tun, als darüber zu wachen, daß Wetterschäden am Ver-

putz der Wände oder an den Läden und Fenstern sofort beseitigt wurden und daß bei den anderen Gebäuden, die das Militär belegt hielt, die Offiziere das ihrige taten, um die Mannschaft zur Ordnung und Sauberkeit anzuhalten. Er hatte jetzt ein friedliches Leben, und man sah es ihm an, daß er die Ruhe zu schätzen wußte.

„s ist manchmal einsam für meine Frau“, erklärte er. „Kein weibliches Wesen weit und breit, mit dem sie sich über Kleider unterhalten könnte. Aber dafür Männer, schmucke Offiziere, manch lustiger Tarock oder Skat, den wir hier klopfen.“

„Warum ist man eigentlich gar so wachsam auf diesem friedlichen Berg?“ fragte Arnold und löffelte seine Suppe.

„Grenze“, erklärte Rocher. „Allerhand Zeug sitzt uns auf. Vor vierzehn Tagen war General Bogner hier, inspierte den ganzen Grat. Nachher erfuhr ich, daß er prüfte, ob der Generoso im Ernstfall für ein paar Wochen oder wenigstens für ein paar Tage zu halten sei. Er ist keine Stunde zu halten. Das Tessin müßte gleich bis zum Monte Ceneri aufgegeben werden. Aber dann, das Tessin hinauf bis zum Gotthard, da würden sie sich die Zähne ausbeißen, wer auch kommen sollte.“

„Das glaube ich auch“, sagte Arnold, und er sagte es begeistert. Es freute ihn der Gedanke, daß sich jede Macht an der kleinen Schweiz, an dieser Bergfeste in den Alpen, die Zähne ausbeißen würde. Helen sah Ernest an und lächelte.

„Er ist heute kriegerisch, Freund Naudeau“, unterstellte sie, „es scheint ihn mordsmäßig zu freuen, was Sie sagen.“

Ernest verstand den Scherz nicht. Sein Blick umfaßte kameradschaftlich die kräftige Gestalt Naudeaus. Es war ihm anzusehen, daß er seine Zeit in der Stille des Berges mit abenteuerlichen Vorstellungen würzte, so wie es wahrscheinlich auch seine Soldatenfreunde vor und nach dem Skatenspiel taten.

Arnolds Gesicht verdüsterte sich, er fragte mit verändertem Ton:

„Aber wenn man diesen bedeutsamen strategischen Punkt, der Lugano und darüber hinaus die Gegend bis zum Monte Ceneri beherrscht, kampflös aufgeben wollte, warum dann diese Veranstaltung? Als ich heraufkam, sah ich Stacheldrähte nicht weit von hier.“

„Das hat seinen Grund. Seit einem Jahr kommen ständig Flüchtlinge über den Berg. Wir würden uns nicht mehr helfen können, wenn wir allen Gastfreundschaft gewährten. Also Stacheldraht. Wer auf dem Grat erwischt wird, wird zurückgeschickt. Wer ins Tal entkommt, ist gerettet.“

Arnold legte Gabel und Messer weg und sah dem Mann ins Gesicht, der hier so gleichmütig über Dinge sprach, die über Tod und Leben entschieden.

„Wer ins Tal durchkommt, ist gerettet. Gibt es welche, die durchkommen ins Tal?...“ (Fortsetzung folgt)



(Nach Ablauf sind sie erneuert worden.) „Ich darf keinen Aufschluß über die Bezahlung der Männer geben“, sagte Hamill, „aber sie ist bescheiden im Verhältnis zu dem, was sie in der Privatindustrie bekommen würden.“ Im Jahre 1947 gesellten sich zu den Peenemünde-Leuten dreihundert weitere „Armee-Mündel“. Es waren die Eltern, Frauen und Kinder der Wissenschaftler, die bis dahin in Landshut in Bayern in einem Lager für „Büroklammer“-Verwandte gesammelt und sorgfältig betreut worden waren. Zwei der Neuankömmlinge waren die Eltern Brauns, der Baron und die Baronin Magnus von Braun, deren Familienbesitz in Schlesien von den Russen beschlagnahmt worden war. Ein dritter Neuankömmling war seine achtzehnjährige Braut, eine entfernte Verwandte, mit der er schon seit Kindertagen befreundet war.

Sobald die Wissenschaftler und ihre Familien ihre Visa hatten, wurden sie in den Staaten wohnhaften Ausländern und — gewisse Vorbehalte ausgenommen — amerikanischen Bürgern gleichgestellt. Deshalb lockerte die Armee auch manche Einschränkungen, denen die Deutschen anfangs unterworfen waren. Die Postzensur hörte auf, obgleich noch Monate nachher die Deutschen darauf bestanden, ihre Briefe Hamill oder Sestito vorzulegen. Sie brachten Zutritt zu gewissen Nachrichtenquellen und standen auf Reisen nicht mehr unter Beobachtung. (Anfangs wurden nämlich die Eisenbahnzüge oder Flugzeuge, die sie zu notwendigen Fahrten, wie z. B. zu den Werken der General Electric in Schenectady, benützten, in Zwischenstationen von Agenten der Spionageabwehr daraufhin untersucht, ob sie sich im Zug, bzw. noch an Bord befänden.) Den Deutschen wurde ferner Kontrakte nach freier Wahl den Armeedienst verlassen und in die Privatindustrie eintreten könnten. Nebenbei gesagt, erfuhr ich von Sestito, können die Wissenschaftler nach Ablauf ihres Kontraktes sogar nach Deutschland zurückkehren. „Immerhin“, so fügte er hinzu, „sind sie im Besitz bestimmter Informationen, und daher glaube ich, daß es schon gesetzliche Maßnahmen gibt, durch die eine Rückkehr verhindert werden könnte, wenn einer von ihnen überhaupt den Wunsch haben sollte zurückzufahren.“

Als ansässige Ausländer waren die Deutschen berechtigt, um die amerikanischen Staatsbürgerschaft anzusetzen. Alle taten das. Hamill erzählte: „Im Zuge dieses Verfahrens wurden die Leute von der Armee und dem FBI auf Herz und Nieren untersucht. Sicher ist sicher, und man kann nie wissen.“ „Zur Hitler-Zeit“, erklärte Sestito, „gehörten ungefähr achtzig Prozent der Redstone-Männer der NSDAP oder irgendeiner anderen Naziorganisation an. Braun selbst trat der Nazi-Partei 1940 bei“, fuhr er fort. „Ich bin nahezu sicher, daß sie mehr oder weniger aus zweckdienlichen und nicht aus ideologischen Gründen Parteimitglieder wurden. Damit will ich nicht gesagt haben, daß sie hundertprozentige Anhänger unserer amerikanischen Lebensart sind. Ihre politische Einstellung ist ihrer Arbeit erscheinbar tatsächlich wie eine Art von Syllogismus irgendeines Goebbels der letzten Tage: Die germanische Kultur ist immer die Führerin der Kultur des Westens gewesen. Diese wird jetzt von Amerika gegen die russische Kultur des Ostens verteidigt. Deshalb verteidigt Amerika die germanische Kultur. Ich glaube, sie traten den Naziorganisationen in erster Linie bei, um ihre Arbeit nicht zu verlieren. Ihre Arbeit ist die Triebfeder ihres Lebens und dient nicht nur dem Erwerb des täglichen Brotes. Ich freue mich, daß sie für uns arbeiten und nicht für ein anderes Land, und ich hoffe, daß sie alle ihre Kontrakte erneuern werden. Sie sind schon in Ordnung.“ Hamill deu-

tete auf einige Schriftenbündel mit roten Umschlägen, auf denen das Wort „Geheim“ zu lesen war. „Es geht vorwärts“, sagte er. „Braun da oben möchte am liebsten zum Mond reisen“, meinte er lächelnd. „Raumschiffahrt — das ist seine Leidenschaft. Ob jetzt Krieg oder Frieden auf Erden ist, das kommt für ihn alles nachher.“

Auf Hamills Aufforderung führte mich Sestito in Brauns Arbeitszimmer, einen großen Raum, in dem weder Konferenzstisch noch Schreibtisch fehlte. Als wir eintraten, erhob sich Braun von seinem Schreibtisch und kam uns freundlich lächelnd entgegen. Er ist ein überraschend hübscher Mensch, über sechs Fuß groß, blauäugig, blond, wie ein Athlet aussehend. Er kam mir eher überschwänglich als grüblerisch vor.

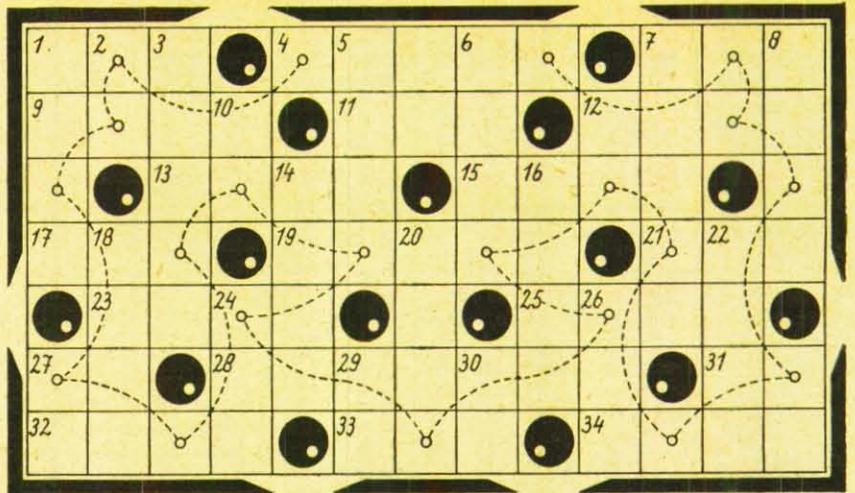
Er schüttelte mir kräftig die Hand und sagte: „Ich werde Sie nach dem Dinner in Ihrem Hotel abholen, und Sie fahren dann mit mir nach Hause, dort können wir uns unterhalten.“

Braun und ich trafen bei seinem Heim, einem kleinen, zweigeschossigen Holzhaus, kurz nach acht Uhr ein. Seine Gattin, eine außergewöhnlich hübsche, junge Frau, erwartete uns an der Eingangstür. Braun und ich machten es uns in zwei gepolsterten Fauteuils bequem, von der Wand gegenüber blickte eine dunkle Rembrandt-Reproduktion auf uns herab. Zwischen uns stand auf einem niedrigen Tischchen die amerikanische Version schlesischer Gastfreundschaft — Bourbon und Soda. Frau von Braun brachte auf einem Tablett kleine Brötchen und Kuchen aus der Küche.

Braun begann das Gespräch mit einem Bericht über seine Kinderzeit, die er in dieser oder jener deutschen Stadt verbracht hatte, wohin eben sein Vater, der im Landwirtschaftsministerium angestellt war, gerade versetzt worden war. Seine Beschäftigung mit Raketen begann 1930, als er gerade achtzehn war und an der Berliner Universität das Physikstudium begann, das mit der Erlangung des Dr. phil. seinen Abschluß finden sollte. Den letzten Anstoß für seine neue Leidenschaft gab aber ein Artikel in einer Fachzeitschrift für Astronomie. „Ich kann mich weder an den Namen des Blattes noch an den des Autors erinnern, der Artikel beschrieb jedenfalls eine phantastische Reise zum Mond“, sagte er. „Ein abenteuerlicher Drang packte mich. Eine Fahrt durch den Weltraum! Hier war eine Aufgabe, der einer sein Leben weihen konnte! Nicht durch ein Fernrohr auf den Mond und die Planeten starren, sondern sich durch die Sphären zu schwingen und handgreiflich das Mysterium des Universums erforschen! Ich kann mir vorstellen, was Kolumbus gefühlt hatte.“ Brauns abenteuerlicher Drang brachte ihn mit einigen talentierten, aber mittellosen Raketen-Enthusiasten in Verbindung, die sich zu einer Organisation, dem Verein für Raumschiffahrt, zusammenschlossen hatten und auf einem verlassenen, hundertzwanzig Hektar umfassenden Grundstück am Rande Berlins, das sie Raketenflugplatz benannt hatten, ihre primitiven, selbstgebauten Raketen ausprobierten. Die Klubmitglieder, von denen später so manche ausschlaggebend an den Erfolgen in Peenemünde beteiligt waren, hatten sich bei den städtischen Behörden um die Bezahlung einer Platzmiete erfolgreich herumgedrückt und wurden nicht müde, sich bei Fabrikanten, denen sie die Zukunft der Raumschiffahrt in den rosigen Farben schilderten, notwendiges Material zusammenzuschmornen. Mithelfer verschafften sie sich, indem sie arbeitslose Handwerker in den Betonbunkern und Baracken, die auf dem Gelände verstreut lagen, umsonst wohnen ließen. Trotz der kargen Mittel wurden die Raketen ständig verbessert, und es dauerte nicht lange, so sprachen sich die Erfolge, die sie erzielten, herum.

Fortsetzung folgt

KREUZWORTRÄTSEL MIT SPRUCH



Waagrecht: 1. Mündungsarm des Rheins, 4. deutscher Komponist (1786—1826), 7. germanischer Wurfspieß, 9. Stadt im Banat, 11. harte Tonart, 12. griechische Schutzgottheit für Kunst und Wissenschaft, 13. Salzlösung, 15. Erfrischung, 17. Tierkadaver, 19. männliche Ente, 21. gestorben, 23. Zorn, 25. Metall, 27. Strom in Sibirien, 28. Binnensee in Turkestan, 31. chinesisches Zeichen für Selen, 32. Gedichtzeile, 33. japanischer Staatsmann (1841—1909), 34. Bruder des Kaich. — **Senkrecht:** 1. Eruptivgestein, 2. persönliches Fürwort, 3. süddeutsche Form für Zahlschalter, 5. Nebenfluß der Fulda, 6. Laubbau, 7. Sanftmut, 8. Überbleibsel, 10. italienische Musikknote, 14. ohne Inhalt, 16. priesterliches Chorgewand, 18. Insel in der Adria, 20. Notenständer, 22. französischer Fluß, 24. Brennstoff, 26. Frau des Jakob, 29. Faultier, 30. auf diese Weise. — Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben entlang der Strichlinie mit Beginn bei 4 eine Sentenz.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben: a — a — be — bel — bo — chen — chen — e — e — el — gen — hu — in — kü — land — le — man — mu — mus — ne — ni — re — re — sel — stat — sten — stu — ta — te — then — wal — we — wie sind 15 Wörter folgender Bedeutung zu bilden:

- | | |
|-----------------------------|------------------------|
| 1. | 8. |
| Oper von Wagner | Zimmer |
| 2. | 9. |
| Unterarmknochen | Speisefisch |
| 3. | 10. |
| Zwillingsbruder des Romulus | europäische Hauptstadt |
| 4. | 11. |
| Straußenvogel in Australien | Papiermaß |
| 5. | 12. |
| Bestätigung | südländisches Haustier |
| 6. | 13. |
| Himmelsrichtung | Niederschlag |
| 7. | 14. |
| Kosakenhauptmann | deutscher Dichter |
| 15. | |
| Stadt in Südtirol | |

Bei richtiger Lösung nennen die Anfangs- und die dritten Buchstaben der gefundenen Wörter, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort.

Lobenswert

Einen Drang nach allem hat er,
woraus man Erbauung schöpft.
Drum erstand er im Theater
einen Platz im Wort (geköpft).

Besuchskartenrätsel

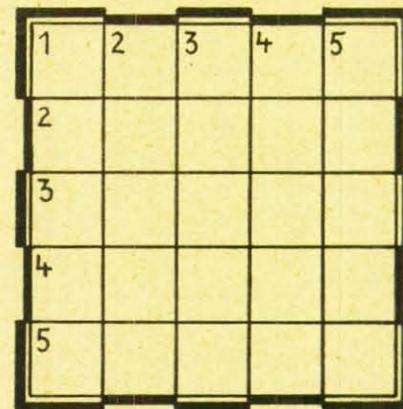
KASPAR HEESE

Dieser Herr ist ein Freund eines großen Klassikers der Literatur. Welcher ist es wohl?

MAGISCHES QUADRAT

Die Buchstaben: b b e e e e h i k l l l l l l n n o o u z z sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht und senkrecht gleichlautende Wörter folgender Bedeutung entstehen:

1. Pelztier, 2. vierter Sonntag vor Ostern, 3. geliebte Person, 4. weiblicher Vorname, 5. Stadt in Osttirol.



Rätsellösungen aus Nr. 18

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Torgau, 6. Eros, 9. Aargau, 16. Grimma, 18. Aare, 19. Arioso, 21. Mensa, 22. Ammer, 24. Al, 25. Ko, 26. Ast, 30. Ate, 31. Seine, 33. Iller, 35. Tip, 36. Lei, 37. Skala, 39. Debet, 42. Pan, 43. Ina, 44. UP, 47. Gd, 48. Leben, 51. Pelle, 53. Elli, 54. Aula, 57. Jota, 60. Rial, 63. Geier, 64. Lehm, 65. Teddy. — Senkrecht: 1. Tag, 2. Rhin, 3. Gemse, 4. Alma, 5. Ufa, 6. Eta, 7. Ohr, 8. See, 9. Ala, 10. Afra, 11. Reims, 12. Gnom, 13. Udo, 17. Reise, 20. Sekte, 21. Maas, 23. Roer, 27. Titan, 28. Nepal, 29. Hilde, 30. Alibi, 32. Nil, 34. Lee, 37. Spule, 38. Kapelle, 40. England, 41. Tadel, 45. Reihe, 46. Kerze, 49. Blei, 50. Narr, 51. platt, 52. Lied 55 Ute, 56. Ase, 57. ich, 58. Ohm, 59. Tür. — Helpt Helsen — lehrt schützen!

Silbenrätsel mit Humor: 1. Bonbon, 2. Leiterwagen, 3. Atherwelle, 4. Trauerkloß, 5. Tortenheber, 6. Eisdiele, 7. Radaubruder, 8. Toppelbruder, 9. Eieruhr, 10. Immergrün, 11. Geizhals. — Blätterteil.

ZB Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 21361
 Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschat. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3. Ruf 57194. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 28686, Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis sfrs 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8. Telefon 68326, Preis S 2.80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich Einzelpreis 40 Pf., Quartalsabonnement 2.40 DM plus ortszustellende Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

Ehestand:

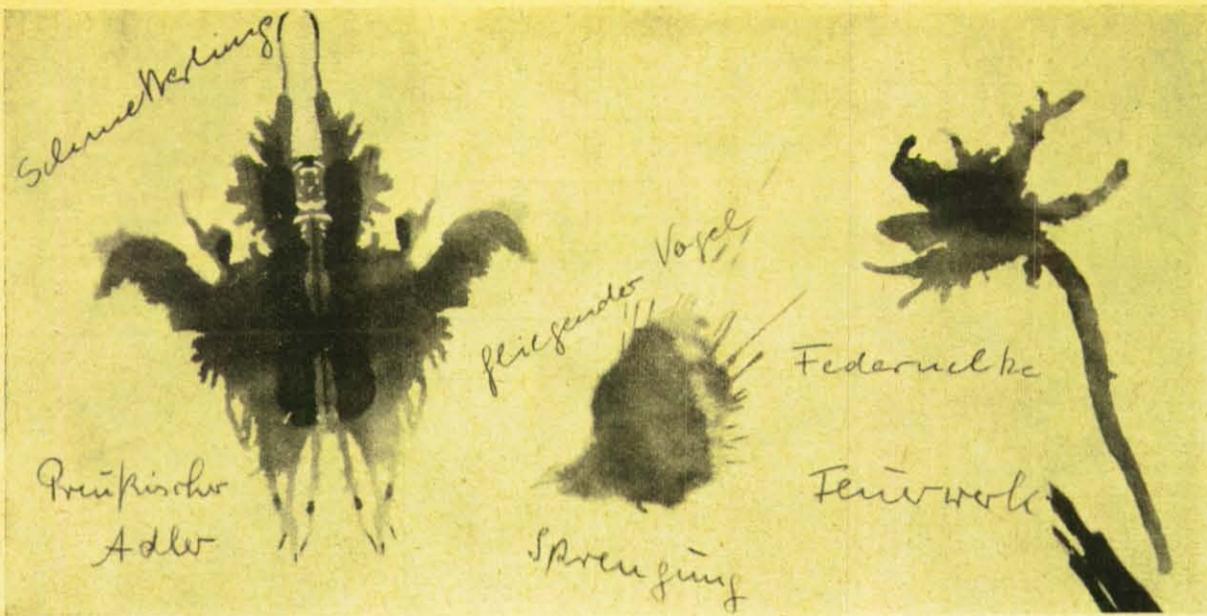
Eine Umfrage ergab: Die häuslichen Tugenden der kanadischen Männer sind groß! 95% von ihnen helfen beim Kochen und Abwaschen, 92% beim Füttern der Babies und 59% leistungsfähige Hilfestellung bei der großen Wäsche. Doch die Kanadierinnen bleiben skeptisch und sind bestrebt, denn je, sich zu vorbildlichen Hausfrauen heranzubilden. Der Staat unterstützt ihr Bestreben. Allen Mädchen, die den Ehestand als erstrebenswerteste Karriere ansehen, bietet er ausgezeichnete Ausbildungsmöglichkeiten. Regelrechte Ehefrauenschulen hat er eingerichtet. Die vorbildlichsten in der Provinz Quebec. In mehrjährigen Kursen werden dort junge Mädchen für die vielfältigen Arbeiten vorbereitet, die sie erwarten, wenn sie im Lande der großen Wälder und Prärien wirken wollen. Ordenschwestern und auswärtige Lehrer erteilen den Unterricht. Zur Zeit lernen und arbeiten dort 5000 Schülerinnen im Alter von dreizehn bis neunzehn Jahren. Vor dem Abschlußexamen haben die Kursteilnehmerinnen noch eine längere Praxis in einer Familie abzuleisten. Das Abgangszeugnis berechtigt sie dann dazu, in den Volksschulen Unterricht in allen Hauswirtschaftsfächern zu erteilen. Zumindest so lange, bis sie einen recht zufriedenen Mann, mit dem sie einen Lebensgefährten gefunden haben...



Recht unbeholfen streuen diese Schülerinnen das Futter für die Hühner aus. Das hilft aber nichts. Auch in der Geflügelzucht heißt es sich zu bewähren. Sie ist ein wichtiger Teil der Land- und Hauswirtschaft.



Ein fester Knoten und fertig ist der Schulter-Armverband. „Erste Hilfe“ steht im Mittelpunkt des Lehrprogramms, das in hundert Stunden Unterrichtsstunden Grundbegriffe der Hygiene, Anatomie und Physiologie vermitteln will.



Beim Tintenklets-Test kam es an den Tag! Das Ehepaar, dem die Klets unseres Fotos gezeigt wurden, war eine Gemeinschaft aus einem typischen Mann und einer hundertprozentigen Frau. Sie entdeckte einen Schmetterling, er in demselben Klets einen preußischen Adler. Sie sah einen fliegenden Vogel, er eine Sprengung, sie eine Federnelke, er ein Feuerwerk. Für den Fachmann wird dieser Test erst interessant, wenn auch Frauen ein Feuerwerk und Männer Blumen und Tiere erkennen. Daraus schließt er mit einiger Sicherheit auf entsprechende männliche oder weibliche Eigenschaften in der Seele.

Auf den Zahn gefühlt

Wie männlich ist Ihre Frau, und wie weiblich ist Ihr Mann?

In uns beschlossen sind männliche und weibliche Eigenschaften. Von beiden haben wir etwas mitbekommen. Wie groß dieser Anteil bei jedem von uns ist, zeigt u. a. der Tintenklets-Test: Was wir aus einem Klets bei einigem Phantasieaufwand erkennen, offenbart die so oder so ausgerichteten Tiefen unserer Seele. behaupten die Psychologen. Frauen sehen Schmuck, Blumen — Männer tippen auf Maschinen, Länder, Sportgeräte. Darüber hinaus sind mehr als 500 Testfragen erdacht worden, die uns ausloten sollen. Darum Hand aufs Herz: Haben Sie Angst vor Feuer? Lassen Sie sich schwere Entscheidungen gerne abnehmen? Kommen Ihnen bei traurigen Filmen die Tränen? Falls ja, dann sind Sie ausgesprochen weiblich. Übrigens, eine Ehe ist am glücklichsten, wenn beide Partner einen Teil männliche und einen Teil weibliche Eigenschaften aufweisen können.



Möchten Sie wissen, was Ihr Mann in den Taschen und im Portemonnaie hat? Interessiert es Sie, was Ihre Nachbarin einkauft? Dann gehören Sie zu den sehr weiblichen, leider aber neugierigen Frauen.



Fallen Sie gerne auf? Oder bewegen Sie sich lieber im Rahmen der Konvention? Frauen wollen nie Aufsehen erregen. Wer das um jeden Preis möchte, hat wenig Weibliches an sich — wie man sieht.



Er rettet eine ertrinkende Biene und beweist damit, daß sein Herz Mitleid kennt. Ist er deshalb kein sehr männlicher Mann oder wird er nun erst wirklich liebenswert?



Beim Autokauf kann es Streit geben, wenn sich der sehr männliche Mann nur für die Leistungskraft des Motors interessiert, während er der sehr weibliche Frau wichtiger scheint, daß die Wagenfarbe zu ihrer Garderobe paßt. Legt auch der Mann größeren Wert auf die äußere Beschaffenheit des Fahrzeugs, dann dürfte er sich seiner Frau schon sehr angepaßt haben. Durch den Umgang mit Frauen werden Männer weiblicher.

erstrebenswerte Karriere

Kanada erzieht gute Hausfrauen



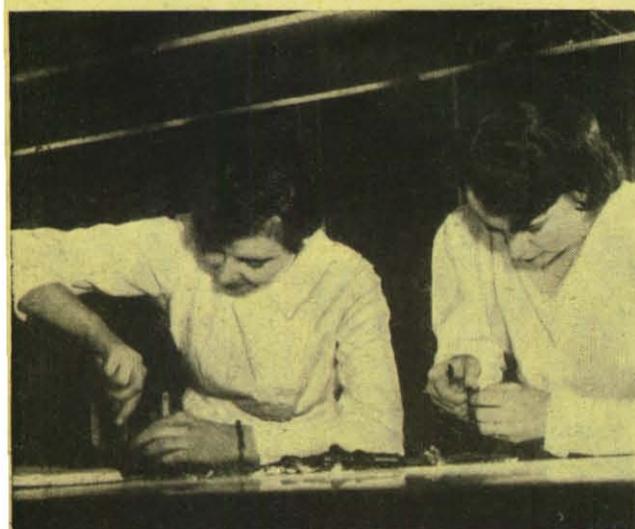
Hauswirtschaftslehrlinge in der Chemiestunde! Eine Ordensschwester, die zum Lehrkörper der Haushaltungsschule gehört, zeigt hier, wie Essenzen zum Färben der Kleider und Stoffe selbst hergestellt werden können. Auch die Geheimnisse der Eigenfabrikation bestimmter Reinigungsmittel bleiben den jungen Kanadierinnen nicht verschlossen. Es versteht sich, daß sie darüber hinaus über die Anwendung aller sonstigen Chemikalien, soweit diese im Haushalt gebräuchlich sind, sachkundig und genau belehrt werden.



Die Brutrahmen des Bienenstocks werden hier sorgfältig kontrolliert. „Bienenhüte“, Gummihandschuhe und hochgeschlossene Kittel schützen die jungen Mädchen vor den Stichen der braunen Immen. Bienenzucht gehört nun mal zu kanadischen Farmbetrieben. Tüchtige Landfrauen beherrschen daher dieses Geschäft gründlich.



Zu jedem Haushalt gehört ein Haushaltsbuch. Gewissenhaft und ordentlich muß es geführt werden. Das lernen die Zöglinge der mehr als hundert Haushaltungsschulen in der Provinz Quebec. Später, im eigenen Betrieb, macht sich das erst so richtig bezahlt.



Kein Problem mehr! Ein defektes Bügeleisen dürfte die künftigen Hausfrauen kaum noch zur Verzweiflung bringen. Im Physikunterricht lernen sie, wie elektrische Geräte auseinandergenommen und repariert werden. Die beiden Schülerinnen auf unserem Foto beweisen es.



Der elektrische Melkapparat ist nicht leicht zu handhaben. Besonders das Anlegen des Geräts an das Kuheuter macht anfangs noch Schwierigkeiten. Darum müssen die Schülerinnen so lange üben, bis sie ganz sicher damit umgehen können, zumal auf jeder Farm in Kanada elektrisch gemolken wird. Da zu jeder Haushaltungsschule auch ein Farmbetrieb gehört — die besteingerichtete Schule in Saint-Jacques, 66 km nordöstlich von Montreal entfernt, verfügt sogar über siebenzig Hektar Ackerland —, bieten sich ausreichend Möglichkeiten dazu. Die Ehefrau-Anwärterinnen wissen dies gut zu nutzen.



Aus der Großstadt Tokio fliehen bei heißem Wetter viele Menschen, wenn sie es sich zeitlich und auch geldlich leisten können. Die japanischen Fischer haben daraus ein reges Geschäft gemacht. Sie vermieten ihre Boote an Familien oder Gruppen. Fünfzehn Personen kann ein Boot fassen. Pro Person kostet der Ausflug auf das Meer 500 Yen (etwa 5 DM). Kinder brauchen nur die Hälfte zu bezahlen.

Man muß allerdings in der Nähe von Tokio wohnen, um an diesem wunderbaren Fischfang teilzunehmen, der sich an jedem Wochenende wiederholt und immer mehr Anhänger findet. Für einen verhältnismäßig geringen Betrag kann man sich mit der Familie oder Freunden ein Boot mieten und in die Bucht hinausfahren. Garantiert wird ein reichlicher Fang und ein delikates Fischessen an Ort und Stelle.

Wände aus Schilfgewebe und Bambus haben die geschäftstüchtigen Fischer aufgebaut. Wenn das Wasser zurückgeht, ist vielen kleineren und größeren Fischen plötzlich der Rückzug versperrt. Die Leute aus der Stadt können dann leicht die Tiere fangen und sich diejenigen aussuchen, die sie gerne essen möchten. Denn ein reichliches Fischessen auf den Booten ist im Preis für die Fahrt einbegriffen.

DER WUNDERBARE FISCHFANG

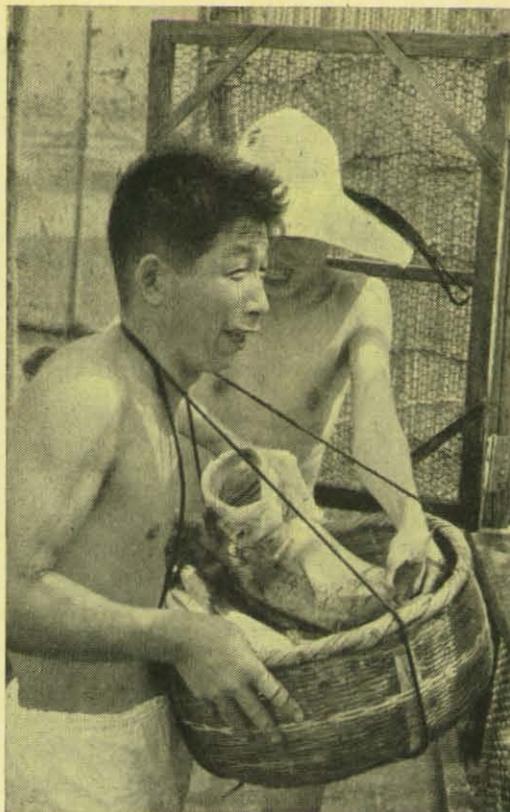
Nahrhafte Erholung für abgehetzte Großstädter in Japan



Unermüdet bei der Arbeit sind die Bootbesitzer, während die Gäste aus der Stadt unter den Sonnensegeln Schutz vor der Hitze suchen und einen kurzen Schlaf halten. Wenn sie aufwachen, ist das köstliche Fischessen schon für sie bereitet.



Tausende von Fischen zappeln durcheinander und versuchen vergeblich zu entfliehen, wenn die Fischer mit ihren Kunden durch das seichte Wasser herangewatet kommen. In kleinen Säcken nimmt jeder seinen Vorrat mit an Bord.

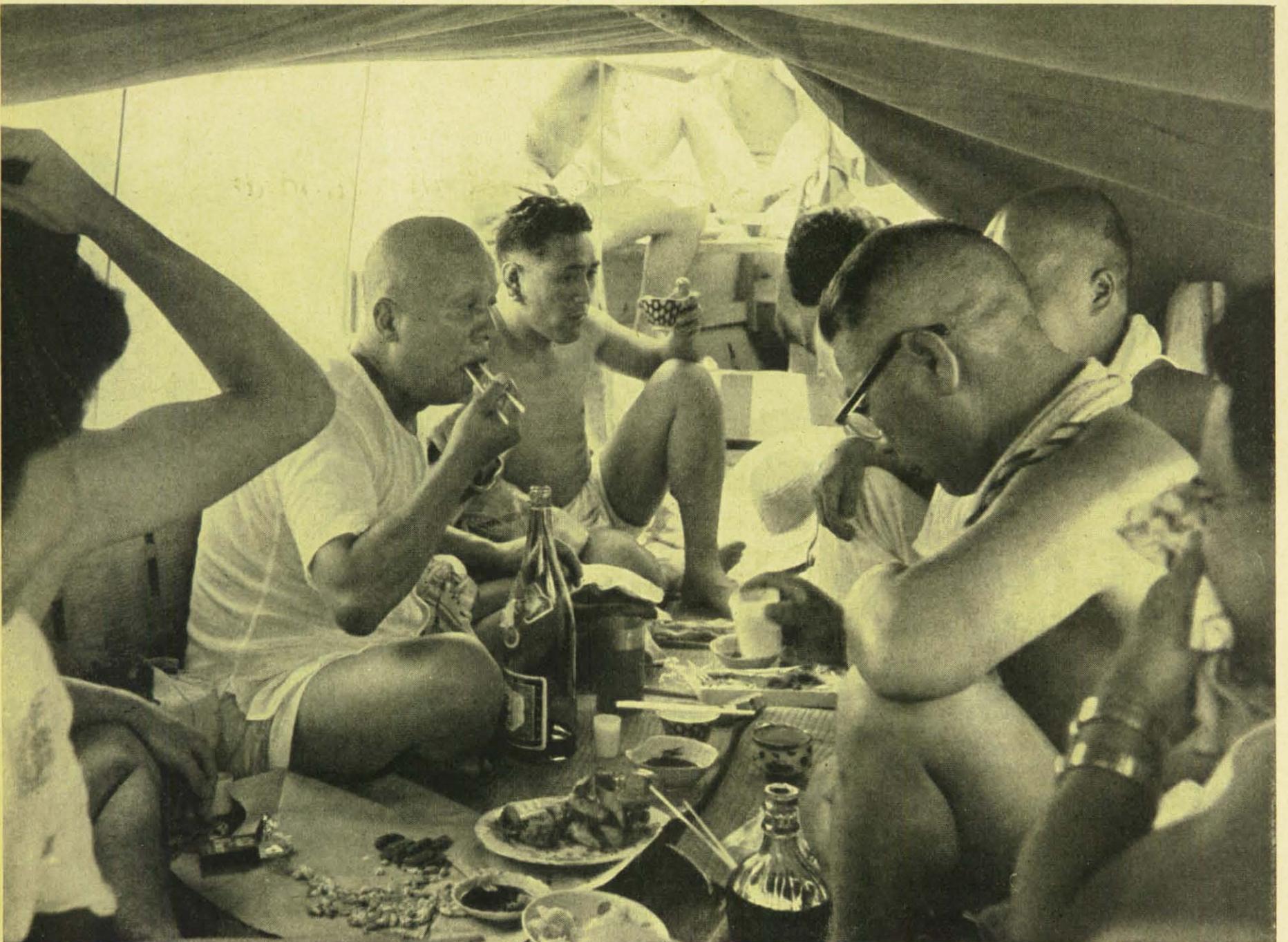


Besonders stolz ist dieser „Sonntagsfischer“, ein Büroangestellter aus Tokio, über seinen Fang. Wenn es auch nicht schwierig ist, die Fische zu fangen, so ist dieses schwere Tier doch ein Prachtexemplar.



Geschickte Köche sind die Fischer auch noch. Sowohl an Bord der Boote wie auch an Land werden die Tiere fachmännisch ausgenommen und dann mit vielen auserlesenen Kräutern und Gewürzen auf die verschiedenartigste Weise zubereitet. Die Abfälle wandern als Futter wieder ins Wasser.

Das Festmahl dauert Stunden, denn die Asiaten haben Zeit, besonders am Sonntag. Auf den Planken sitzt die ganze Gesellschaft beieinander und läßt es sich wohl sein. Zu ihren Füßen die Platten mit den selbstgefangenen Fischen und sonstigen Meerestieren. Dazu fließt der Reiswein in Strömen, und man erzählt sich die Ereignisse der letzten Tage. Legt das Boot am Abend wieder bei der Stadt an, dann darf jeder Gast sich noch so viele Fische mitnehmen, wie er zu tragen vermag. Bei Familien mit vielen Kindern kommen dabei beachtliche Mengen zusammen.



ZB -film



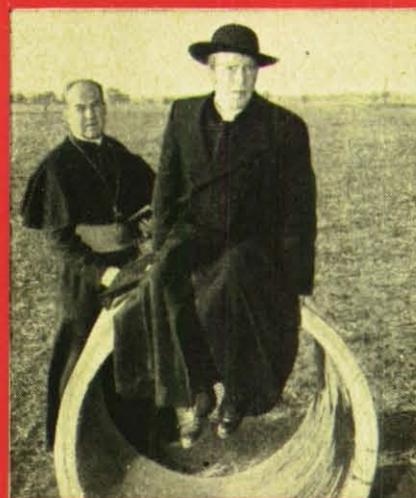
ANNE-CLAIRE UND MONPTI

Nicht das große, elegante Paris, wie man es von den Ansichtspostkarten und flüchtigen Touristenbesuchen her kennt, nicht die Boulevards im Lichterschein und die Pracht weltberühmter Sehenswürdigkeiten sind die Welt Monptis. So wie Gabor von Vaszary vor 30 Jahren in seinem vielgeliebten „Monpti“-Roman die Gassen im grauen, trostlosen Häusermeer, die schäbigen Hotels mit ihren trostlosen Mansarden beschrieb, so gestaltet sie jetzt Helmut Käutner in seiner Verfilmung der bitter-süßen Liebesgeschichte in Bildern und Bildfolgen von neuem, großartigem Glanz nach. In demselben Ton von lyrischer Ironie und melancholischem Galgenhumor, das die schöne, traurige Geschichte von Monpti und Anne-Claire von jeher so liebenswert gemacht hat, Das ungeschminkte Leben der alten Viertel am linken Seine-Ufer, die trübe Stein-, Dach- und Schornsteinlandschaft des Pariser Alltagspanoramas bringt Helmut Käutner in simpler Wahrhaftigkeit vor die Kamera. Ungeschminkt

spielen auch seine Darsteller: Romy Schneider als die „petite parisienne“, die kleine Pariserin, mit dem verliebten, verzweiferten Herzen, die tausend tapfere Lügen erfindet, um den Geliebten nicht zu verlieren — und Horst Buchholz als das fremde Glückskind und der Pechvogel Monpti, einsam und hungernd in der großen Stadt. Außerdem spielt die Liebe eine Hauptrolle, die ängstliche, scheue Liebe derer, die außer ihrer zärtlichen Zuneigung füreinander nicht viel besitzen. Die sich quälen und vor dem nächsten, vielleicht elenden Augenblick fürchten, die kämpfen müssen, um in der Wirnis dieser Welt zu bestehen. Die sich verlieren und sich wiederfinden und erst dann wissen, wie sehr sie sich lieben, wenn es schon zu spät ist. Die eine hübsche, fröhliche, sorglose, vielleicht sogar eine glückliche Zeit zusammen haben und im innersten Herzen lange das bißchen Hoffnung hegen, daß sie für immer zusammenbleiben dürfen.

Foto: Brünjes/NDF/Herzog

IL BIDONE



ALS PRIESTER VERKLEIDET ziehen diese Betrüger (B. Crawford und R. Basehart) über die Dörfer und prellen die Bauern.



BEI DER ARBEIT! Wieder gibt eine Frau Geld. Beide Kirchen beurteilen den neuen Film des La-Strada-Regisseurs positiv.



EIN RÜHRENDER EHEMANN ist der Gauner zu Hause. Seine Frau (Giuiletta Masina) weiß nichts von seinem dunklen Treiben.



AUF DEN RECHTEN WEG bringt sie ihn jedoch zurück, als sie von den Betrügereien erfährt. Fotos: (4) Europa-Film.